

Herausgeber:  
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam  
et  
veritatem  
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

# Landbote

Volumen 8

(23.02.2006-02.09.2006)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel  
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,  
e-Mail [info@landbote.com](mailto:info@landbote.com), V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross  
gesetzt in Garamond 9Pt,*

*2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011*



## Aussicht auf Hartz V – ein Blick in die Zukunft

### Im Stil einer Glosse

Don Miquele Barbagrìgia

Der Pleitier Bundesrepublik Deutschland stiehlt seinen sozial schwächeren Gläubigern mehr und mehr Geld.

Da wage ich einen Blick in die Zukunft: Ich reibe die Kristallkugel und – ich sehe ein großes Gebäude. Könnte ein Arbeitsamt sein.

Dann werde ich mal eintreten...

Neben dem Schalter, an dem die Wartenummern zu ziehen sind, steht seit Neuestem ein weiterer Automat. Es ist ein umgebauter Süßigkeiten – Automat, den das Kollektiv des Arbeitsamtes in einer sozialen Anwendung zur Verfügung gestellt hat. Statt der Näschereien liegen nunmehr säuberlich zusammengelegte Hanfseile neben verdächtig aussehenden kleinen Ampullen.

„Sind se Hartz-Fünfer?“, bläkt mich die etwas aus der Form geratene Dame hinter dem Counter an.

„Nö, noch nich“, gebe ich etwas verschüchtert zurück.

„Na denne, wendet soweit is, kommen Se zu mir an Schalter. Da könn' Se sich aussuchen, ob Se nen sinnlosen Termin haben wollen, wo ville sowieso nur sagen, det würde eh nischt bringen und wäre unerträglich entwürdigend dazu. Wenn se sich det ersparen wollen, könn' Se von mir gleich ohne Termin und weitere Anträge ne kleene Chipkarte kriegen. Janz formlos – wüchlich! Sieht so aus, wie 'ne EC-Karte. Na, noch ham se ja eene, und die Hartz-Fünfer sind mehrgstenteils richtig froh, mal wieder so ne Plastekarte inne Hände zu halten.“

„Ja, aber gute Frau, was soll ich mit der Karte?“

„Na, damit könn Se an den Automaten. Können Se sich aussuchen, wat se haben wollen. Links liegen die Stricke – Henkerknoten is schon einjeflochten, weil die meisten Hartzzer eh dafür zu blöde wären, und 'n kleener Plan is mit bei, wo inne Stadt paar stabile Bäume, Brückengeländer und son Zeugs is. Für die, wo inne Öffentlichkeit nich so in Erscheinung treten wollen, jibs det Zyankali inne Ampullen. Aber wenn Se 't nehmen, tun Se man die Klotüre nich von innen abschließen. Det is immer so teuer – Feuerwehr, Türe uffbrechen, Tischler, neue Türe – rechnen Se det mal uff 'n paar Millionen Arbeitslose hoch. Da würden wa als Behörde nischt jut machen bei die Einsparung von det frei jewardene Hartz-V. Und unsere Bonzen wollen ja schließlich ooch morjen noch Maces fahrn. Vastehen Se?“

Ich nickte betroffen.

„Ach, noch wat, junger Mann“, röhr mir die freundliche Angestellte der Agentur für Arbeit hinterher. „Uff 'n Bahnhof wern Se ooch son Automaten finden – jleich neben die Fahrkarten. Soll die Leute davon abhalten, immerfort uff de Gleise zu springen und sich vor'n Zug zu werfen. Die Vaspätung wat det imma jibt – und anne Eisenbahner lassen se't dann widder aus. Die könn ja nu ooch nischt davor! Meener is ooch Lokführer, der kann schon nich mehr. Seelisch und so. Na, wenn der noch 'n paarmal

bei'n Betriebspsychologen uffkreuzen tut, denn hauen die'n am Ende ooch noch raus. Stellen Se sich det mal vor. Nee, nee, da is det schon janz jut mit die neuen Angebote an die Hartz-Fünfer!“

Gerührt über soviel soziale Fürsorge, die ein Staat seinen bestohlenen und betrogenen Bürgern anheimstellt, nehme ich die Hände von der Kristallkugel.

Neben mir liegt eine Randbemerkung des preußischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Er resümiert darin, daß Schuldenmacher denen Dieben gleichzusetzen wären, da sie mit fremdem Geld operieren und es sehr ungewiß sei, ob die Gläubiger je wieder an ihr Eigentum gelangen. Also empfiehlt er die Schuldenmacher an den lichten Galgen.

Nun werden Sie einwenden, man bräuchte ja nichts zu verborgen...

Wenn es Ihnen aber per Gesetz genommen wird? Wenn Sie unentwegt und über Jahrzehnte Pflichtbeiträge abführen müssen, die Ihnen sonst mit der ganzen Gewalt staatlicher Autorität abgefordert werden?

Jetzt werden Sie sagen: „Das ist kein Schuldenmachen, das braucht man der Dieberei nicht erst gleichzusetzen – das IST Dieberei!“

Da gebe ich Ihnen recht.

Das Dolle daran ist, daß diejenigen, die Ihnen über lange Zeit solcherart in die Taschen griffen, kaltschnäuzig behaupten, wir lebten schließlich in einer Demokratie, also geschehe dies in Ihrem eigenen Namen. Sie hätten ja wohl wählen können, von wem Sie beraubt und ausgeplündert werden wollen.

Ja, und da haben die Banditen so unrecht auch wieder nicht.

Es wäre nur eben schön, wenn man uns im Gegenzuge auch die Möglichkeit ließe, mit den Räufern nach allen Regeln echter demokratischer Gesetzgebung Schlitten zu fahren. Darüber sollten wir mal nachdenken.

Hartz V wird kommen! Und – mit oder ohne Selbstmord-Utensil-Automaten wird durch die Gesellschaft eine Welle der verzweifelten Freitode rauschen, über die sich die Diebe von Beitrags- und Steuergeldern dumm und dußlig freuen werden: Mit Toten braucht man nicht um die Rückgabe gestohlenen Eigentums zu verhandeln!

„Fort mit Schaden!“, werden sie rufen und sich glücklich mit Champagner besaufen.

Genau dieses „Fort mit Schaden!“ aber sollte endlich unsere Parole werden. Denn nur, wer zuletzt lacht, lacht am Besten.

## Caesar reist

### Zum Bush-Besuch in Stralsund

Kotofeij K. Bajun

Der vierte Abklatsch des Imperium Romanum – die U.S.A. – gefällt sich sehr in seiner Rolle als letzte verbliebene Supermacht des Planeten. Hurra!

Die Amerikaner verteilen ihre Heilslehren und ihre Ausbeutungsstrategien über die ganze Welt, ob die das nun will oder nicht. Nur eines bringen sie im Gegensatz zum römischen Original nicht: Kultur. Denn dazu müßte in den Vereinigten Staaten von Amerika überhaupt erst mal eine Kultur existieren.

Als Substitut bieten die Yankees ihren Präsidenten dar.

Das ist die unbestritten schlechteste Wahl. Seit Bestehen der U.S.A. war wohl kein Präsident so unbeliebt, wie dieser. Er ist der Antipode des kultivierten Auftretens. Ein Banquerotteur, dessen einziges Verdienst darin besteht, zu einer Familie zu zählen, die im Lande einen feudalen Kurfürstenthron hält. Seit vier Generationen „Skulls & Bones“ – und damit engste Verbindungen zu den mächtigsten Clans des nordamerikanischen Gemeinwesens, ein milliardenschweres Vermögen und Bauernschläue in völliger Ermangelung echter Bildung, das ist das Erfolgsrezept der Buschs.

Mit seiner gefälschten Wahl verweist das amerikanische Großbürgertum zum ersten Mal unverhohlen auf die wahren Herrschaftsverhältnisse im „freiesten Land der Welt“. Den Gesetzten der Bildung menschlicher Gemeinschaften strikt folgend, hat sich ein neofeudales System etabliert, das sämtlichen utopisch-demokratischen Gesellschaften Spott lächelt.

Man braucht auch keinen Präsidenten mehr. Deshalb kann man es sich getrost erlauben, diesen Minderleister zu inthronisieren. Man sitzt fest im Sattel. Glaubt man.

Es war ja nie anders. Doch beinahe sämtliche Vorgänger des Mr Bush vermochten dem Hohen Amte mehr Charakter und Gepräge zu verleihen, als das bei diesem Nadir der amerikanischen Präsidentschaftsgeschichte der Fall ist.

Diesen Hilfskaiser läßt man nun ab und an auf Reisen gehen, damit auch der Rest der Welt merke, wie fest das amerikanische Machtgefüge ist.

So kam es, daß George Double-U seiner deutschen Statthalterin Frau Angela Merkel, der erfolgreichen Deformerin der deutschen Wirtschaft am Donnerstag, dem 13. Juli 2006 in der alten Hansestadt Stralsund seine Aufwartung machte.

Dieser Besuch war an Peinlichkeit fürwahr nicht zu übertreffen. Alles erinnerte fatal an die Besuche Bundeskanzler Schmidts in Güstrow und Bundeskanzler Brandts in Erfurt.

Die Stralsunder Innenstadt und Strandbereiche bei Heiligendamm an der Ostsee wurden hermetisch abgesperrt, den Anwohnern wurde untersagt, die Häuser zu verlassen und an den Fenstern zu stehen! Wir memorieren das Verhalten jener unsäglichen Oberschwester der Charité, welche 1987 den Schwesternschülerinnen am Westgiebel des Chirurgisch-Operativen Zentrums (COZ-Hochhaus), verbot, beim Bettenmachen aus dem Fenster zu schauen. Was die Lernschwester gesehen hätten, wäre das unverbaute Panorama des Westberliner Tiergartens gewesen. Krank, nicht wahr?

Den Pappkameraden der amerikanischen Macht bejubeln und begrüßen durften dann wie zu Honeckers Zeiten ein paar hundert handverlesene Claqueure. Protest wurde sorgsam und schamhaft vor den Augen des Schein-Gewaltigen verborgen. Deutschland - bleiche Mutter, Du wirst Dich wohl nie ändern! Immer dieselbe rückgratlose Speichelleckerei!

In Stralsund waren es nicht so sehr ideologische Bedenken, die Sicherheitserwägungen für den amerikanischen Präsidenten regulierten den Irrsinn.

Tja, wer mit Anderen ein böses Hauen und Stechen beginnt und für diese üble Gemeinschaftsarbeit noch sein markantes Angesicht zur Verfügung stellt, sollte wahrlich den Gedanken fahren lassen, daß ihm die Angegriffenen fürderhin mit reiner und ungetrübter Liebe begeben.

Was sich aus dem Munde Herrn Buschs anlässlich der obligaten Pressekonferenz herausquälte, ist vernachlässigbar. So konnte man erleichtert aufatmen, als die Air Force One wieder abhob. Teuer genug war das unselige Mißvergnügen, wobei noch offen ist, wer die Gaunerei bezahlt, die Ausfälle der kleinen Händler zum Beispiel. Der Bund läßt zwar unter Federführung seiner hochmögenden Chefin ein – die Zeche zahlen aber sollen die armen, unfreiwilligen Gastgeber. Wenn Stralsunds Bürgermeister jetzt davon duselt, daß Buschs Besuch ihm neue Investoren in den Hafen spült, sollten wir zu einem gestickten Ruhekissen für diesen sanften Träumer sammeln. Seine urbane Haushaltskasse wird diesen Posten wohl kaum mehr abwerfen.

Armes Stralsund! Du stolze Hansestadt trugst Dein Haupt einst auch höher, als der Generalissimus Wallenstein im Dreißigjährigen Kriege während der Belagerung Deiner Mauern schwor, Dich zu nehmen, und wenn Du mit Ketten an den Himmel geschmiedet seiest.

Er nahm nicht. Wallenstein mußte abrücken.

Was diesem Organisations-, Wirtschafts- und Feldherren-genius versagt blieb, seiner lebendigen Antithese Bush mußt Du es gewähren. Himmel, bedecke dich mit Wolken!

Und siehe, der Himmel liest den Landboten und folgt diesem Rate: Als Bush nach Rußland weiterreiste, soll das Himmelszelt verhangen gewesen sein. Info-Radio berichtet, damit der Cäsarillo doch noch Sonnenschein genießen könne, habe man für \$ 20Mio Flugzeuge hinaufgeschickt, die mittels spezieller Chemikalien die wassertragenden Wattebäusche auflösen. Gott sei Dank gibt es im Dritten Rom keine Hungerleider, keine Bettler, die das Geld nötiger gebraucht hätten, als der Popanz von Washington!

Ach ja, das Dritte Rom, Moskau... Hängen am Kreml schon die weißen, die würdelosen Fahnen? Hat man sich mit dem Hegemonialstreben des Nachfolgers auf dem Cäsarenthron schon abgefunden? Moskau, Moskau, wir hatten einmal mehr Achtung vor Dir und Deinem Anspruch an Dich selbst.

Setz den Burschen in die „Kursk“ und schipper ihn nach Hause. Das ist der beste Rat (Sowjet), den wir Dir geben können.

---

## Dambruch an deutschen Schulen

Don Miquel Barbagrà

Wenn das Frühjahr naht, und mit ihm die Schneeschmelze, dann beziehen die Menschen Posten auf den Deichen längs von Elbe, Rhein, Oder, Main und Donau. Das Szenario ist vorhersehbar: enorme Wassermassen drücken gegen die Deiche. Wo sie brechen, da heißt es: Land unter! Existenzen sind in Gefahr. Ein Beben geht durch die Gesellschaft... Nun, wir haben das in den vergangenen Jahren hinlänglich erleben müssen.

Doch es ist ein anderes Phänomen, das uns hiesigen Ortes beschäftigen soll! Es ist eine andere Welle, ebenso vorhersehbar, ebenso berechenbar in

ihrer gesellschaftszerstörenden Gewalt, ebenso brandgefährlich: es ist die Schlammlut der Schwerstkriminalität, die von deutschen Schulen ausgeht. Sie droht das Land zu zerreißen und unter sich zu begraben.

Die Schule, das war einst der Hort, der mit erhobenem Zeigefinger den Kindlein predigte: „Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr!“

Das wichtigste Anliegen einer jeden Schule aber war nicht die Vermittlung euklidischer Geometrie, von Grammatik und Fremdsprachen, Erdkunde und Chemie... Das wichtigste Anliegen einer jeden Schule war die Vermittlung sozialen Verhaltens, war die Vermittlung gesellschaftskonformer Normen und einer ethischen Denkweise.

Das aber kann ein Lehrinstitut nur in dem Umfange leisten, wie der gesellschaftliche Rahmen es zuläßt.

Und hier liegt der deutsche Hund begraben. Der Michel, der seit dem Dreißigjährigen Kriege nur noch wie wild um ein Zentrum der Ausgewogenheit herum pendikuliert, findet zu keiner ernstzunehmenden Norm mehr. Wo bei anderen Völkern verbindliche Regelungen des Umgangs miteinander existieren, gähnt bei Michel ein tiefes, schwarzes Loch. An dessen Grunde verschimmelt ein saft- und kraftloses Bürgerliches Gesetzbuch, umgeben von einer enormen Anzahl von Sprechblasen.

Im Dritten Reich wollte der tollgewordene Michel alles und jeden umbringen, der nicht dem Phantom eines sogenannten nordischen Ideals entsprach, (das es im Übrigen realiter so nie gab). In der Folgezeit, Verbrecher-Michel war von tiefsten Schuldgefühlen geschüttelt, schlug die Stunde der gutmeinenden Gutmenschen, der 68er und der Anthroposophen. Das Pendel raste mit schwindelerregendem Tempo ins andere Extrem und der deutsche Kuschelpädagogik-Michel wollte nunmehr die ganze Welt glücklich machen und erlösen – ob die Welt das nun wollte oder nicht.

Nun ist es allgemein bekannt, daß das Gegenteil von „Gut“ nicht „Böse“ ist, sondern „Gutgemeint“. Und so kam, was kommen mußte. Die Hilfsfröbels und –Pestalozzis der Neuzeit, die nach den Jahren der schrankenlosen Repression nunmehr dem Individuum die schrankenlose Freiheit predigten, schossen um Lichtjahre an ihrem hehren Ziel vorbei. Die klägliche Bitte, doch bei aller persönlichen Freiheit auch die persönliche Verantwortlichkeit der Gesellschaft gegenüber nicht zu vergessen, verhallte ungehört, wie ein Wispern neben einem Vulkanausbruch.

Es funktioniert einfach nicht. Es kann nicht funktionieren. Das Gros der Menschheit ist nun mal nicht zum Menschen geboren. Jedenfalls nicht zu der Art, für die unser Dichterkönig Goethe einst postulierte: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Die meisten sind raffgierige, egoistische Raubaffen, die unter Freiheit einzig und allein die Freiheit verstehen, dem Nächsten in die Taschen zu fassen. Wenn schon gesellschaftliche Normen, dann müssen es Normen nach ihrem Gustos sein, Normen, von denen sie allein begünstigt werden – alle anderen Mitmenschen und -kreaturen interessieren sie darüber hinaus einen feuchten Kehrriech.

Dieses Volk mit Kuschelpädagogik und Samthandschuhen veredeln zu wollen ist schlichtweg Idiotie! Sonst gar nichts!

Allein diesen Gedanken noch vor wenigen Jahren zu äußern, war politischer Selbstmord. Die Fakten aber haben die Gutmenschen mittlerweile überrollt wie eine alles niederwalzende Panzerarmee. Eine erschreckende Anzahl von „Kiddies“ hat sich zu schwerstkriminellen

Monstern gemausert, die einzuschüchtern man Polizei in die Schulen entsendet. Welch ein alberner, Welch ein zahnloser Possenstreich! Manche von den Gangsterkindern lachen, manche reagieren noch aggressiver. Und alle eint das Wissen um die Hilflosigkeit einer noch so präsenten Staatsmacht. Die Berliner Polizeispitze spricht es nun unverhohlen aus und auch der Brandenburgische Innenminister Herr Schönbohm stößt in dasselbe Horn: Man müsse und wolle jetzt den Intensivtätern zeigen, wo die Grenzen des Rechtsstaates seien. In Berlin begreift man, daß ein folgenloser Raub für den jugendlichen Straftäter einer Einladung zu weiteren kriminellen Handlungen gleichkommt und fordert ein Herabsenken des Strafmündigenalters. Man sinniert gar über ein paar besuchsweise Tage im Jugendknast! Bravo! Bravissimo!

Wir gehen mit einer Fliegenklatsche auf Bärenjagd...

Doch der Ansatz ist richtig. Das dümmliche Gelaber, daß diese Jugendlichen die Konsequenzen ihres verbrecherischen Treibens nicht umfänglich würdigen abschätzen können, ist von der Realität längst ad absurdum geführt worden. Wiedergekaut wird es nur noch von ebenso dümmlichen wie auch überflüssigen Psychologen, Soziologen und Politikern, denen das 68er Fossil aus den Augen schaut.

Nach wenigen Tagen wurden die Polizisten von der Rütli-Schule wieder abgezogen. Wahrscheinlich, weil man das Ridiküle der Situation vage erfaßte. Und weil sich sofort andere Schulen mit gleichgelagerten Problemen zu Wort meldeten und ebensolchen Schutz verlangten, welcher das Budget des Berliner Innensenats gesprengt hätte.

Das ist also auch nicht die Lösung. Wenn Sie aber fragen, was dann eine Lösung wäre, tja, dann lassen Sie uns doch dieses eine Mal nach Amerika schauen. Boot-Camps! Schleift das kriminelle und asoziale Gesindel windelweich! Treibt ihnen den Inneren Schweinehund auf der Sturmbahn und im Steinbruch aus. Wenn sie nach einem sechzehnständigen Drill nicht mal mehr den kleinen Zeh zu bewegen in der Lage sind, dann konfrontiert sie doch mit einem um vier Jahre Jüngeren, dem sie sonst schon mal launig das „Handy abgezogen“. Dann sollen sie doch! Und man lasse Sie nicht eher wieder in die Freiheit, bis sie den von ihnen angerichteten Schaden auf Heller und Pfennig beglichen haben! Mit Zins und Zinseszins.

Und macht ihnen klar, daß sie, wenn sie jemals wieder negativ in Erscheinung treten, das doppelte der gehabten Strafe zu gegenwärtigen haben. Macht ihnen klar, daß diesmal sie der letzte Dreck sind, rechtlos und ausgeliefert, damit sie ein Auge dafür bekommen, was sie ihren Opfern antun. Wenn sie's dann immer noch nicht kapiert haben, dann haben sie in einer zivilisierten Gesellschaft nichts mehr verloren. Ab in die Wüste Nevada, wo sie sich gegenseitig ausrotten mögen – der Zivilisation, zu der sie nicht gehören wollten, soll es dann egal sein! Setzt doch endlich Akzente!

Stammtischparolen? Dem entgegenen wir – die pseudointellektuellen Dauerpsalmodisten haben außer ihren profilierungssüchtigen und der Gemeinschaft sauteuren Pamphleten nichts, aber auch nicht das Mindeste zuwege gebracht.

Wird dieser relativ blande Weg – ja, das ist kein Hohn – versäumt, dann gnade uns Gott! Dann erwartet uns eine Zukunft wie in Brasilien und Südafrika – mit festungsartig gesicherten Wohnvierteln der Begüterten und Todesschwadronen, die des Nachts obdachlose Kinder über den Haufen ballern und im Meer versenken, weil diese sonst tagsüber mit dem 45'er auf Touristenjagd gehen würden und den normalen Bürger beraubten.

Utopisch? Warten wir's ab! Ehe das Jahrzehnt zu Ende ist, wollen wir diesen Aufsatz resümieren.

In Bayern, dem Hort des Konservatismus jedoch, scheint der Politik langsam ein Seifensieder aufzugehen. Wer sich in der Guten Staube des Gastgebers nicht benehmen kann oder will, der muß halt auf die Goss'n! Jo mei. So is dös halt. Es ist nur verwunderlich, daß man zur Erlangung dieser Allerweltsweisheit fünf Jahrzehnte brauchte. Hoffentlich nimmt die Umsetzung einen kürzeren Zeitraum in Anspruch.

---

## Der Geburtstag des Schriftleiters

K. K. Bajun

Wenn wir Ihn nicht erinnerten – er würde es vergessen. Wie jedes Jahr. Sein Geburtstag ist dem Herrn Chefredakteur des Preußischen Landboten so herzlich egal, daß es wehtut. Am 28. Mai ist es wieder so weit. Einladungskarten ergingen keine. Wer kommen will, kommt und kann auch so kommen und muß nicht auf irgendeinen Geburtstag warten...

Herr Druckepennig bemerkte vor einer Woche, während er versonnen seiner Klarinette einige Töne entlockte, daß doch Feiern an sich etwas sehr schönes wären.

„Was gibt's zu feiern, Herr Druckepennig?“, blökte der Alte quer durch die Redaktion. „Das wir gesund und am Leben sind? Das können wir jeden Tag feiern. Dazu brauchen wir kein festes Datum. Gehen Sie und machen Sie sich ein Fläschchen Tokajer auf – dann feiern wir!“

„Bei allem schuldigen Respekt, Monsieur Le Chef – was für ein Zynismus! Es geht um den Tag Ihrer Geburt!“, warf Herr Lemarcou ein. „Je nun“, erwiderte Fjö nachdenklich, „Mein verrückter Alter hat an diesem Ereignis nur einen vernachlässigbaren Anteil. Die alleinige Last trug meine verehrte Frau Mutter und die ist seit fünfunddreißig Jahren tot. Damit entfällt die einzige Person, die es zu feiern lohnte.“

„Aber Patron,“ raunte Don Miquele „sind denn nicht die Geschenke das Schönste an jenem Ehrentag?“ „Was Geschenke!“ polterte der Alte. „Geschenke macht man sich am besten selbst! Soviel Lebenserfahrung sollten Sie mittlerweile besitzen, Don Miquele. Was ist dran an den Pflichtgeschenken, an den Verlegenheitsgeschenken, an den verpflichtenden Geschenken? Oftmals sind sie lediglich eine Quelle des Verdrusses für alle Seiten.“

Sehen Sie, ich hatte mir vorgenommen, im Mai 2006 eintausend Kilometer mit dem Fahrrad zu fahren. Das ist meinem Wohlbefinden zuträglich und dieses Geschenk wollte ich mir gönnen. Also hab ich's getan. Hat mich einigen Schweiß gekostet, aber am Ende ist die 1000-km-Marke am 27. Mai gefallen – auf der Landstraße 93 zwischen Wenzlow und Wilhelmsdorf, an der Abfahrt nach Görigräben. Das war ein Geschenk! Darüber habe ich mich gefreut. Und das Wertvollste daran ist: Ich brauch niemandem „Danke!“ sagen. Das ist herrlich. Und im Übrigen: Wonach mir der Sinn stünde – das schenkt mir eh keiner. Oder darf ich mir von Ihnen mein Häuschen auf Bornholm erwarten, lieber Don Miquele?“ Der Chefgrinste über das ganze Gesicht.

Dann rief er an uns alle gewandt: „Gentlemen! Feiern Sie, wann und wo es was zu feiern gibt! Und bieten Sie der Tyrannei des Kalenders mannhaft die

Stirn. Das ist mein Rat. Ihre Lebensfreude wird es Ihnen danken! Und jetzt lassen Sie uns wieder an die Arbeit gehen! Sonst haben wir bald nichts mehr zu feiern!“

Er klatschte in die Hände und verschwand in seinem Comptoir.

Über seinem Schreibtisch hängt ein Bild seines über allem geliebten, japanischen Dichters Issa Kobayashi Yataro. Der schrieb jedoch einst zu einem seiner Geburtstage:

Man gratuliere mir!

Auch dieses Jahr haben

Die Mücken mich gebissen.

Deshalb: „Herzlichen Glückwunsch zum 42., Chef! Und das Ihnen noch einige Mücken um die Ohren summen mögen!“

---

## Die Fußballweltmeisterschaft und die „Reformen“ aus Berlin

B. St. Fjöllfross

Selig duselt das Land von Siegzug zu Siegzug seiner National-Elf in der anstehenden Fußballweltmeisterschaft 2006. Auch wir drücken den Jungs von Herzen die Daumen. Wissen wir doch, daß ihr siegreiches Finale möglicherweise eine der letzten Chancen Deutschlands darstellt, nicht von der Weltkarte der ernstzunehmenden Wirtschaftsnationen zu verschwinden. Ein Sieg der jungen Burschen 2006 könnte ähnlichen Effekt machen wie einst der ihrer Vorgänger 1954 in Bern. Auch hier trat Deutschland windelweichgeprügelt an. Es war ein zutiefst gedemütigtes Deutschland, dem die Folgen seines Größenwahns noch taufrisch in den Knochen steckten. Bei jenem Ereignis aber konnte es das erste Mal wieder stolz das Haupt erheben und sagen: „Hier sind wir wieder!“

Im Umkehrschluß steht zu befürchten, daß sich die Nation, wenn Herrn Kliensmanns Mannschaft im Halbfinale oder im Endspiel auf der Strecke bleiben sollte, endgültig als Verlierer der Globalisierung erkennen und in tiefste und paralyisierende Resignation verfallen könnte.

Was hat das eigentlich auf sich mit der Globalisierung?

Nun, das ist ganz einfach. Definitiv vorbei ist die Ära des postkolonialen Konzeptes, das einst die sogenannte Erste Welt auf Kosten der Dritten Welt feist und dekadent werden ließ. Nicht die Ausgebeuteten von damals und heute, die geschundenen Neger und Kulis, die Lateinamerikaner und die Inder führten diese Änderung herbei, sondern das unter ewigem Konkurrenzdruck zu Höchstleistungen auflaufende Kapital selbst, das sich die Welt als Operationsbasis erkor und alte, nationale Ambitionen über Bord warf, wie ein Ballonfahrer lästigen Ballast. Ein multinational operierender Trust kann in jedem Lande der Erde Dependancen gründen und aus dem Potential der Bevölkerung die fähigsten Kräfte einbinden und schon hat er Länder- und Wirtschaftsgrenzen vom Tisch gefegt! Er kann nunmehr hemmungslos nomadisieren. Und das wird er auch tun. Er geht dorthin, wo die Rohstoffressourcen auf ihn warten und er residiert gleichzeitig dort, wo ein Absatzmarkt lohnend erscheint – Arbeitskräfte für jeden Einsatzschwerpunkt findet er entweder vor Ort oder er zieht sie aus der Heimat mit. Wollen etwaig „Bodenständige“ diese Wanderschaft nicht mittragen, sind sie draußen – der Nächste wartet schon auf den Posten! So

einfach geht das. Nationale Belange und Befindlichkeiten sind den Multis dabei so scheißegal wie die Menschen selbst: Das sind keine Individuen mehr – das sind gesichtslose Ameisen, austauschbare Subjekte, uninteressante Einzelschicksale...Punkt!

Wenn der deutsche Markt er-, oder, wie es im Jargon dieser Profiteure heißt: abgeschöpft ist, dann wird die Ware eben woanders verhökert. Die Karawane zieht weiter! Ein geographisches oder politisches Gebilde namens Deutschland bedeutet dabei weniger als das Schwarze unter dem Fingernagel.

Wie reagiert nun die deutsche Regierung auf diesen gordischen Knoten? Wenn wir von dem bißchen Aktionismus absehen, der als „Reformpaket“ angepriesen wird wie fauler Fisch und ranzige Butter, dann können wir getrost sagen: „Gar nicht!“

Was soll sie auch tun? Der Staat ist hoffnungslos verschuldet. Und bitte, nehmen Sie dieses „hoffnungslos“ nicht als stilistische Zierde des Textes – nehmen Sie es wörtlich! Zweieinhalb Billionen Euro Schulden setzten die einstmals vermögende Bundesrepublik Deutschland bald außerstande, selbst den Zinsdienst noch ordentlich zu bedienen. Das Tafelsilber ist längst verscherbelt – der Einfluß der Regierung und ihrer Organe auf den neu erstehenden Manchester-Kapitalismus schmilzt dahin wie Schnee in der warmen Frühlingssonne.

Per se darf die Staatsführung den längst fälligen Offenbarungseid nicht leisten – das Grundgesetz „verbietet“ den Staatsbankrott. Was würde auch passieren, wenn die Bundesbank erklären würde, sie könne für die Einlagen nicht mehr gerade stehen? Alle Anleger würden ihr Vertrauen in diese Institution binnen weniger Minuten verlieren – der nächste Schwarze Wochentag ginge stracks in die Annalen der Geschichte ein!

Daß dieses Ereignis nicht vermeidbar ist, dürfte völlig außer Frage stehen.

Die Bundesregierung versucht lediglich, das Datum dieses Desasters nach hinten hinauszuschieben.

Wie sie das macht? Mit Verrücktheiten, die sich gegenseitig übertrumpfen.

Da wird zum 01.01.2007 die Mehrwertsteuer auf 19% hinaufgeschraubt. Was wird das Milchmädchen Lieschen Müller dazu sagen? Na was wohl? Sie wird den Binnenkonsum drosseln und damit die Staatseinnahmen weiter senken, die Arbeitslosenquote in die Höhe treiben, die Staatseinnahmen damit noch weiter senken und so weiter und so fort...

Das Land leidet zudem an einem Überalterungsproblem. Wir wollen ein wenig absteigen von dem einstigen Unwort des Jahres 1998: „sozialverträgliches Frühableben“. Das wird die jetzige „Gesundheitsreform“ zweifelsohne sonder allen Zynismus' schon ganz elegant regeln. Wer wenig bezahlen kann, kann sich halt eine kostspielige Verlängerung seiner angegriffenen Existenz durch Hochleistungsmedizin nicht mehr leisten und strebt etwas früher dem irdischen Ziel allen Lebens zu.

Das andere gewichtige Problem des Staates ist dennoch das Kippen der sogenannten Bevölkerungspyramide in Richtung Überalterung. Durch „sozialverträgliches Frühableben“ wird man dieser Bedrohung leider nicht zeitgerecht Herr. Das aber bedeutet, daß immer weniger junge, leistungsfähige Menschen die Versorgung immer mehr alter, zur aktiven Beitragsleistung nicht mehr befähigter Bevölkerungsteile schultern müssen. Wie soll das funktionieren?

Der nächste Trend ist die durch die Gesellschaft im Selbstlauf betriebene allgemeine Verblödung weitester Schichten der Bevölkerung, begünstigt durch den Werteverfall und das völlige Verschwinden gesellschaftsübergreifender Ideale. Eine stumpfsinnige Menge aber wird kaum zu technischen Höchstleistungen, Innovationen oder auch nur zur Entwicklung von Pioniergeist zu gebrauchen sein.

Die logische Folge ist der rasende Rückgang von Mitteln, die von erwerbstätigen Bürgern in den großen Gemeinschaftstopf eingezahlt werden. Dieser Umstand, addiert zur bestehenden Schuldenlast und ferner hinzugezählt zu den Auswirkungen von Parkinson's Law treibt das Schiff „Deutschland“ gegen den Eisberg!

Die eifrige Flickschusterei der „Großen Koalition“ mutet schon fast rührend an und man könnte lächeln angesichts des Versuches, die dräuende Sturmflut mit einer Buddelschuppe aufhalten zu wollen.

Die Buddelschuppe – das sind die Leistungen, die man den ohnehin schon Schwachen der Gesellschaft kürzt. Frei nach dem Motto: nimm Vielen ein wenig, und du hast eine Menge!

Und die Schwachen werden täglich mehr! Nur, denen ist bald nicht mehr viel zu nehmen...

Na, na, na! Wenn ich auch noch vorhin postulierte, daß die Bundesrepublik pleite sei – die Privathaushalte sind es beileibe noch nicht. Deren Vermögen würde dicke ausreichen, die Gesamtschuldenlast des Staates mit einem Male abzutragen. Was ist schon eine Prokopfverschuldung von € 15.000,- pro Nase (lt. Stern vom 10.10.2004 für 2005)?

Also trachtet man, nun diese Privathaushalte abzuschöpfen? Es sieht ganz danach aus.

Da dieses aber für den Umfang der Gesamtverschuldung zu schleichend geschieht, haben die Privaten alle Zeit der Welt, ihr Vermögen rechtzeitig vor dem staatlichen Zugriff zu sichern.

Wer das nicht kann, sind wieder einmal die ärmsten Teufel mit ihren paar Kröten auf der hohen Kante. Aber da das ehemals so heilige Bankgeheimnis nun auch dahingeschmolzen ist – Sie erinnern sich des Schnees in der warmen Frühlingssonne? – wird man den Leuten auch bald sagen: „Du hast vor vierzehn Tagen noch zweitausend Euro auf dem Konto gehabt – Was hast Du damit gemacht? Das waren zwar Deine zweitausend Euro – aber die gehörten deswegen noch lange nicht Dir, sondern uns – weil: damit hättest Du dicke alle Kosten bestreiten können, die Du jetzt den Leistungen der Solidargemeinschaft abzufordern versuchst (Mietzuschuß, Medikamentenzuzahlung, Hartz IV und und und ...)“

Also, das Volk soll gemolken werden. Wie lange geht das gut? Noch drei, vier, fünf Jahre?

Und was kommt dann? Ein Sturm auf die Bastille hätte in unseren Tagen wenig Sinn – es gibt keine Bastille mehr, die es zu stürmen lohnte.

Uns schwebt ein anderes Szenario drohend vor Augen: Das furchtbare Ende der Weimarer Republik – als die „Verwaltung der Arbeitslosen durch die Arbeitsscheuen“ ihren tragischen Anfang nahm. Billige und schnelle Lösungsvorschläge, die nur bei einem stumpfen und ungebildeten Pöbel greifen. Aber genau da greifen sie gut – und dieser Pöbel nimmt ja, wie wir weiter oben feststellten – täglich an Masse zu.

Das ist auch gut so. Jedenfalls für die Regierung. Noch!

Oder glaubt irgend jemand tatsächlich an einen Zufall, wenn die „Reformgesetze“ während der heißen Phase der Fußballweltmeisterschaft durchgepaukt wurden, während der teutsche Michel gerade freudetrunken seine bunten Fähnchen schwenkt?

Der potentielle Störenfried war justament richtig schön besoffen. Da wäre es geradezu sträflich, ihm nicht stante pede und ganz tief in die Brieftasche zu fassen, nicht wahr!

Zurück zu unserer kippenden Alterspyramide! Was Deutschland aufhelfen könnte, wäre junger, frischer und leistungsfähiger Nachwuchs. Also tut die deutsche Regierung alles, um die Deutschen zum Kinderkriegen anzuregen.

Warten Sie bitte einen Augenblick – ich habe gerade einen Lachkrampf...

So, jetzt geht's weiter: Diese sozialpolitischen Maßnahmen sind ein Witz. Sie sind nichts im Vergleich mit den kontraproduktiven Ideen, denen die Legislative zum 1. Juli 2007 Gesetzeskraft verlieh: Wer damit rechnen muß, daß ihm die lieben Blagen bis zu deren 25. Lebensjahr die Haare vom Kopfe fressen, der wird es sich vorher dreimal überlegen, ob ihn Kontrazeptiva oder aber radikalere Mittel der Empfängnisverhütung nicht billiger werden. Ein Vierteljahrhundert! Das bedeutet, daß Kinder nicht länger ein Teil der Altersversorgung der Eltern sind, sondern ganz im Gegenteil diese aktiv vernichten – mit jedem einzelnen Atemzug!

Nun gut, um zu diesen Schlußfolgerungen zu gelangen, muß man der Grundkenntnisse des Rechnens fähig sein.

Den inflationierenden Markt überschwemmende Soap-Operas und Richterin Barbara Salesch werden schon zusehen, daß der Anteil der Unterbelichteten gehörig wächst. In der DDR erfüllte billiger Fusel diesen Zweck.

Und die geistig Hintanstehenden werden schon für ausreichend Nachwuchs sorgen. Denn, wenn sie auch zu nichts sonst zu gebrauchen sind – der Urtrieb der Vermehrung ist allmächtig und öffnet seine Freuden auch den Dümmlern unter Gottes Himmel. Die Frage ist nur, ob sich aus dieser Saat geistige und technische Eliten rekrutieren lassen, die den Herausforderungen der Globalisierung wacker die Stirne zu bieten vermögen.

Und so beten wir mit der Nationalelf, sie möge erfolgreich das Finale der Weltmeisterschaft bestreiten. Nichts hat die Seele des versinkenden Michels augenblicklich nötiger, als einen guten Schubs nach vorn, jetzt wo alle Arroganz aus der Zeit der Wirtschaftswunders einer schleichenden, lähmenden Depressivität gewichen ist. Na dann, Jungs – Euch und uns Übrigen: Viel Glück!

---

## Drei Kriegserklärungen

von Herrn B.St.Fjöllfross

Den 18. April 2006 ergingen drei Kriegserklärungen.

Da waren zum einen palästinensische Mordbuben, die ohne jede Vorwarnung mit einem weiteren Selbstmordattentat Israel angriffen. Neun Juden verloren

ihr Leben. Die neue, ungeheuerliche Qualität besteht darin, daß die Hamas-Regierung der Palästinenser diesen Anschlag rechtfertigt und Präsident Abbas auffordert, sich für seine Mißbilligung des Terrors zu entschuldigen.

Am selben Tage, um vier Uhr in der Frühe, griff vaterlandsloses Mordgesindel im Herzen Preußens, in Potsdam, einen deutschen Wasserbau-Ingenieur äthiopischer Abstammung an und verletzte den Mann auf Leben und Tod. Der einzige Grund für die feige Tat: der Herr Ingenieur war auf Grund seiner Herkunft vom negroiden Phänotyp – also dunkler Hautfarbe.

Wie sind diese barbarischen Akte zu beantworten?

Blicken wir zuerst ins Gelobte Land: Es ist klug, daß die israelische Regierung zunächst auf einen Vergeltungsschlag verzichtet. Das sollte selbst dem Dümmlern die Bedeutung der Nasser-Doktrin vor Augen führen, die zwingend postuliert, daß es für muslimische Araber kein Ruhen und kein Rasten geben solle, ehe man nicht den letzten Juden ins Mittelmeer getrieben habe.

Es muß der Welt die Rolle der Palästinenser klar werden, die sie selbst für ihre arabischen „Brüder“ spielen. Trotz aller gegenteiligen Bekundungen ist dieses gequälte Volk in den Augen der reichen und etablierten Nachbarn der Abschaum Arabiens, dessen einzige Existenzberechtigung darin besteht, im Kampf gegen die Juden, diesen ewigen Stachel im Fleische Arabiens, verheizt zu werden. Solange es Palästinenser gibt, die sich wie tollwütige Hunde gebärden, braucht sich kein Ägypter, Syrer, Saudi, Kuwaiti, Perser, Libyer, Jordanier oder Marokkaner die Hände schmutzig zu machen. Das hätte auch wenig Sinn – wie die letzten Nahost-Feldzüge nachhaltig unterstrichen haben. Als lebende Waffen und moralisches Druckmittel gegen den Judenstaat aber lassen sich diese armen Teufel gut gebrauchen – aber haben will sie niemand bei sich. Selbst der gutmütige, verblichene König der Jordanier, Hussein, prügelte sie im „Schwarzen“ September 1970 aus seinem Lande, in dem er den Heimatlosen eine Zuflucht gewährte, als diese statt des kleinen Fingers gleich nach der ganzen Hand griffen und das arabische Gastrecht etwas zu großzügig auszulegen im Begriffe standen.

Doch an Waffenlieferungen ließ man es selten mangeln. Als die U.S.A. und Europa ihre Subsidien für Palästina aus Protest gegen die Haltung der Hamas-Regierung einfroren, da sprang das Haus Al-Saud sogleich mit einer \$ 98 Mio.- Zusage ein. Für neue Schulen, Brot und Unterkünfte? Wer's glaubt. Ein paar neue Kassam-Raketen sind da schon wahrscheinlicher.

Die Botschaft ist sonnenklar! Auf ihre unbehausten, elenden und hungernden Märtyrer wollen die Ölscheichs mitnichten verzichten. Deshalb, und um ihre palästinensischen Bauernopfer im Wüstenschach ein wenig zu positionieren – denn etwas anderes spielen die reichen Araber im östlichen Mittelmeerraum nicht – erhält man die Hungerleider knapp am Leben. Schlachtvieh für ihre betuchten Brüder in Allah, das sind die Plethi von Heute, mehr nicht – es ist zum Heulen.

Was bleibt den Siegern über die Schoah? Eine Verständigung mit den fanatisierten Palästinensern scheint nicht mehr möglich. So werden sie die Sache früher oder später so beenden müssen, daß die Saudis ihr Blutgeld fürderhin am Spieltisch in Monaco verjubeln müssen, oder noch einen dritten Wolkenkratzer zu Riad hochziehen – mangels palästinensischer Adressaten. Es tut uns Leid für die armen Menschen, die den Konflikt nicht wollen, sondern einfach nur ihr ohnehin schon kärgliches Dasein in Arbeit und Gottesfurcht dahinbringen möchten. Es tut uns Leid um sie, die auch wir auf einer Scholle leben, die vor eintausend Jahren Gleiches durchmachen mußte.

Wir können es nicht ändern. Mit einer Regierung, die mörderische Verbrechen gutheißt, können und wollen wir diese Erde nicht teilen. Einer muß gehen – sie oder wir. Dann lieber sie. Und da wären wir auch schon in Potsdam angekommen. Am Bahnhof Charlottenhof. Denn für die Mörder von Potsdam gilt dasselbe: Wir wollen diese Erde, unser Preußen nicht mit solchen Bestien teilen. Wir wollen nicht! Und wir wollen uns nicht länger das elende und sinnlose Geschwafel von Psychologen und Soziologen anhören, die nach der Herkunft dieser kranken Gestalten bohren. Wir wollen mit der Faust auf den Tisch hauen, daß das Dröhnen vernommen werde selbst bei denen Therapieresistenten, denen Unbeschulbaren, diesen Krebsgeschwüren in einer demokratischen Gesellschaft. Daß der Herr Bundesstaatsanwalt Nehm die Ermittlungen an sich zog, ist ein Zeichen in der richtigen Richtung. Aber das reicht nicht. Man wird das Pack zu fassen kriegen, dessen sind wir sicher. Dann aber beginnt der eigentliche Kampf! Die Richter müssen begreifen worum es geht und aus ihrem Juristenmuff herauskommen, in dem sie in der Vergangenheit zu lange befangen zu sein schienen.

Und wir verzichten auf die weinerlichen Betroffenheitsbekundungen aus Politikerkreisen. Die bringen keinen Topf Milch mehr zum Säuern. Taten! Taten! Taten! Jetzt soll das Gesindel unseren unversöhnlichen Haß, unseren erbarmungslosen Zorn kennenlernen. Tun wir ihnen den Gefallen, denn das ist es doch, was sie einfordern: eine Welt von Haß und Zorn. Beides komme über sie! Für eine aufgeklärte Gesellschaft verbietet es sich, selbst solchen Strolchen an Leib und Leben zu gehen. Aber wir können sie in die Enge treiben, sie isolieren und für immer von uns separieren. Diese Menschen haben sich aus unserer Gemeinschaft ausgegrenzt. Das war ihr Wille und danach soll verfahren sein.

In bestialischer Manier verwüsten sie unser Allerheiligstes, unsere Auffassung von menschlichem Miteinander. Das fordert, daß Preußen ihnen die Zähne zeigt. Laßt es scharfe Zähne sein! Apropos Allerheiligstes: Auch das Grundgesetz ist nicht unfehlbar. Geschaffen in bestem Sinne ist es doch ein Werk von Menschenhand, eingebunden in einen gewissen historischen Kontext. Es sollte einer zeitgemäßen Überprüfung und ggf. einer Korrektur immer offen sein. Es ist an der Zeit, daß der Artikel 1 einer kritischen Betrachtung zugeführt werde: Die Menschenwürde ist eben nicht unveräußerlich! Kann sie dem Individuum auch nicht „von außen“ genommen werden, so ist doch das Individuum selbst in der Lage, sich an diesem Gottesgeschenk zu amputieren. Wenn sich der Einzelne aus niedrigen Beweggründen gegen die ethischen und sittlichen Grundwerte einer friedlichen und freiheitlich-demokratischen Gesellschaft in eklatantem Umfang vergeht, so soll er der bürgerlichen Rechte und menschlichen Würde verlustig sein. Dann soll ihn die Gesellschaft aus ihrer Mitte verstoßen! Fort mit ihm!

Politiker, die nach dem Mord an Frau Hatun Sürücü die Ausweisung der uneinsichtigen Familie aus Deutschland fordern, weisen in eine Richtung, die wir mittragen wollen. Es ist dauerhaft zu verhindern, daß diese Menschen noch weiteren Schaden über die Gesellschaft bringen können – und diese Maßnahmen müssen konsequent, ohne Pardon und Bewährung ins Benehmen gesetzt werden.

Deshalb die dritte Kriegserklärung! Diese sprechen wir aus, wir Preußen: Laßt uns diesen Strolchen ansagen, daß wir den Fehdehandschuh aufnehmen, den sie uns frech hinwarfen. Soweit unser Arm reicht, wollen wir sie treffen und sie sollen nicht auf einen milden, einen preußischen Frieden hoffen dürfen. Preußische Toleranz erreiche sie nicht mehr. Nachsicht und Großmut seien ihnen verwehrt! Das sind wir einem der Unseren, einem

schwarzen, 37jährigen Wasserbauingenieur, seiner Frau, seinen Kindern und nicht zuletzt – uns selbst schuldig!

Sie haben uns herausgefordert. Sie haben uns auf unserem Grund und Boden angegriffen, der nicht länger der Ihrige ist. Laßt unsere Antwort stolz und hart und unmißverständlich sein!

---

## Der Preußische Landbote an den Arbeitgeber Herrn Ingenieur M.s, das Leibniz-Institut Potsdam-Bornstedt

Plaue an der Havel, den 19. April 2006

**Schr geehrte Frau Foltan,**

**D**as ungeheuerliche Verbrechen, dem Ihr Mitarbeiter Herr Ingenieur M. zum Opfer fiel, hat unser Blatt zu der sicherlich schärfsten Reaktion veranlaßt, die man in der deutschen Zeitungslandschaft finden wird.

Dennoch glauben wir, daß ein Aufsatz ohne begleitende tätige Hilfe nicht viel wert sein kann.

Wir bitten Sie daher, uns mitzuteilen, ob es ein Konto gibt, dem wir unseren bescheidenen Möglichkeiten entsprechend zwei Beträge gutschreiben könnten. Der eine soll dem guten Beispiel des Chefs Ihres Hauses folgend den Belohnungsfond für die Ergreifung der Täter erhöhen, der andere Herrn M. und seiner Familie direkt zukommen.

Für Ihre Unterstützung wären wir Ihnen zu großem Dank verpflichtet.

Mit traurigem Gruß nach Bornstedt

i.A.

Kotofej K. Bajun

Stellv. Chefredakteur

Wir überwiesen Herrn Ermyas M. am 21. April den Betrag von 20 Euro (Herrn Ing. Ermyas M., Wir wünschen Ihnen baldige, vollständige Genesung! Ihr „Preußischer Landbote“!)

Wenn Sie sich dieser Spende anschließen wollen:

Brandenburg gegen Rechts e.V.

Mittelbrandenburgische Sparkasse

Konto 350 201 79 55 ; Bankleitzahl 160 500 00

Stichwort „Löwenherz“

oder

Kontoinhaber: Verein zur Förderung des HSSP

Kontonr.: 945 687 0700 BLZ.: 100 200 00

Bank : Berliner Bank AG

Stichwort „Ermyas M.“

Mit dieser Spende wird direkt Herrn Ingenieur M. und seiner Familie geholfen. (Anwaltskosten, Krankenhausbehandlung, Folgekosten, etc.)

Wir bedanken uns im Voraus bei allen unseren helfenden Lesern!

**Liebe Frau Foltan,**

wir bedanken uns für Ihre rasche Reaktion und haben das Spendenkonto in unsere neueste Ausgabe eingestellt. Unseren Beitrag haben wir gleich nach Erhalt Ihrer Post angewiesen und hoffen, daß wir dazu beitragen können, daß Herr Mulugeta wenigstens nicht noch finanziell an den Folgen des an ihm verübten Verbrechens tragen muß. Wir wünschen ihm vollständige und baldige Genesung und Ihnen, verehrte Frau Foltan, daß Sie Ihren Kollegen bald wieder in Ihrem Hause begrüßen dürfen. Nichts würde uns glücklicher machen, als wenn wir bald über die erfolgreiche Promotion Herrn Mulugetas berichten dürften.

Den Angriff der Canaille auf Herrn Mulugeta haben wir in unserem Beitrag „Drei Kriegserklärungen“ ([http://www.landbote.com/preussischer\\_landbote\\_8\\_volumen/kriegserklaerung.html](http://www.landbote.com/preussischer_landbote_8_volumen/kriegserklaerung.html)) berichtet, der zeitlich mit einem ähnlich feigen Attentat in Tel Aviv zusammenfiel.

Wenn Sie glauben, daß wir Herrn Mulugeta in irgendeiner Weise zu Diensten sein können, zögern Sie bitte nicht, uns dies mitzuteilen. Wir bedauern zutiefst, zum Zeitpunkt des Mordanschlages nicht vor Ort gewesen zu sein. Die Sache wäre mit absoluter Sicherheit anders ausgegangen. Es ist entsetzlich, nur noch im Nachhinein in völliger Hilflosigkeit lindern zu können...

Mit vorzüglicher Hochachtung

B. St. Fjöllfross

-Chefredakteur-

---

## Ein Frühschoppen am Dom

### zum 5. Frühschoppen des FVV Brandenburg an der Havel

K. K. Bajun

Am letzten Februartag des Jahres 2006 lud der Fremdenverkehrsverband der Stadt Brandenburg (FVV) zu seinem traditionellen jährlichen Frühschoppen in die Aula der Ritterakademie am Dom.

Der Landbote war dabei und lauschte – denn hier wurden Dinge angesprochen, die unserem Herzen nahe sind.

Wenn Sie kein Brandenburger sind – und wir sprechen hier im Folgenden ausschließlich von unserer geliebten Havelstadt, die dem Land den Namen gab – dann müssen Sie wissen, daß die Situation der Chur- und Hauptstadt der Mark Brandenburg noch Jahre nach der Wende gelinde gesagt paradox war: Stellen Sie sich einen Digger vor, der in Alaska auf einer Goldmine hockt, aber keine Spitzhacke besitzt, sich den Nuggets auch nur zu nähern. Oder stellen Sie sich einen Farmer vor, der nicht weiß, daß unter seinem Land Milliarden Erdöl-Barrels darauf warten, ihn zum schwerreichen Manne zu machen – dafür hat er eine Sippschaft, die jahrelang in grandioser Manier über die Zukunft schwadroniert, während Haus und Schuppen verfallen. Man gräbt ein Loch – ja doch – man gräbt... Es wird ein Loch, über das alle Welt lachen wird. Dem Reichtum aber kommt man keinen Zoll näher.

Nun, seit den letzten Bürgermeisterwahlen sieht alles danach aus, als hätte sich das Blatt gewendet. Man hat das Gefühl, es geht voran. Und das ist ein gutes Gefühl.

Seit seiner Etablierung kämpft auch der Brandenburger Fremdenverkehrsverband um Herrn Schwinzert und seine Mitstreiter um die Beförderung einer positiven Wahrnehmung unserer Heimatstadt. Die Goldmine, von der ich eingangs sprach – das ist das ungeheure touristische Potential, was die alte Dreistadt Brandenburg aufzuweisen hat. Brandenburg – das ist die Altstadt, die Neustadt, der Dom – mit all ihren architektonischen Schätzen, von denen uns selbst Krieg, Elend und Dummheit nicht alle zu nehmen vermochten.

Brandenburg, das sind seine Seen und Wälder im Stadtgebiet, das ist seine Havel, diese schönste, größte und charaktvollste Tochter der Elbe! Blau und Grün im Überfluß – soviel, daß diese Farben selbst in die Flagge der Stadt überschwappten. Es ist eine abwechslungsreiche Traumlandschaft. Und seien Sie gewiß: Hier paradiert keine abgedroschene Phrase! Fahren Sie durch Deutschland und vergleichen Sie!

Es gibt schöne Ecken – gewiß! Aber eine Stadt, die urbanes Leben in eine wirklich liebliche, eine dynamische, eine verspielte Umgebung einbettet, die eine Brückenfunktion zwischen Erholung und Betriebsamkeit vermittelt, deren Nähe zur Metropole Berlin wirklich allen denkbaren kulturellen Komfort bildet – eine solche Stadt befindet sich in einer wirklich handverlesenen Gemeinschaft.

Während ihrer kurzen Ansprache ging das amtierende Brandenburger Stadtoberhaupt Frau Dr. Tiemann auf das jüngst stattgehabte Treffen deutscher Bürgermeister in der Havelstadt ein und erwähnte die desolote Informationslage, die bei ihren Amtskollegen in Bezug auf Brandenburg an der Havel herrscht. Wir wollen die von ihr genannte Prozentzahl derjenigen, die nicht einmal wußten, daß es eine „Stadt im Land“ gibt, an dieser Stelle nicht wiedergeben. Das ist nicht die Schande Brandenburgs, das ist die Schande ungerechtfertigter Arroganz, Ignoranz und mangelnder Schulbildung. Doch es langt nicht, mit dem Finger drauf zu zeigen. Wer einen anderen ob seiner Dummheit beschämt, wird ihn kaum zum Partner gewinnen.

Da ist es doch weit besser, wir greifen eine alte Landsknechtstradition auf – eine von den wenigen guten – und ziehen die Trommel rührend hinaus in die Lande. Unter den vielen Bewohnern Brandenburgs, denen es aufgrund der angespannten Wirtschaftslage verwehrt ist, am Arbeitsleben teilzunehmen, wird es doch einige geben, die Heimatliebe und Eloquenz gleichermaßen in sich vereinigen. Macht sie zu Herolden! Bedient sie, kauft ihnen ein Reichsbahn билет und schickt sie zum Steintor hinaus. Botschafter der Stadt, gewissermaßen. Messestände sind gut – aber zu selten. Herrn Schwinzerts engagierte Kollegen können den Ankommenden das freundlichste Gesicht der Stadt zeigen – und das tun sie! Doch laßt uns dafür sorgen, daß auch Menschen hier ankommen, denen sie es vorweisen können.

Ein wesentlicher Punkt sind solche Veranstaltungen, wie der 5. Frühschoppen des Fremdenverkehrsvereins. Es wäre doch aber schön, wenn man den Rahmen dieser Veranstaltung dahingehend erweitern könnte, kleine Kolloquien an ihrem Rande zu etablieren mit dem Ziel, synergetische Energien zu bündeln. Gesprächskreise, Foren die all denen, die sich unter dem gemeinsamen Fähnlein zu versammeln gedenken, auch eine gemeinsame Austauschfläche böten.

Hier muß gestritten werden... und erstritten:

Denn jetzt kommt unser obligatorisches „Et ceterum censeo...“: Die Eingangsbereiche der Stadt! Da müssen wir ran! Die Dringlichkeit dieser Aufgabe kann nicht genug betont werden. So schön die Gute Stube sein mag – es wird sie kaum jemand vermuten, wenn die Diele schabbig aussieht, ja geradezu abstößt, verprellt. Kennen wir alle.

Der Bahnhof! Und sein Vorplatz! Der Bahnhof! Und sein Vorplatz! Der Bahnhof! Und sein Vorplatz!

Was für ein Karfunkel verbirgt sich hinter einem der ältesten und schönsten Bahnhofsgebäude der Eisenbahngeschichte! Laßt uns daraus ein Vestibül machen, daß dem Durchreisenden die Augen übergehen. Die Bahnhofstraße ist in den meisten Städten ein Verkehrsweg brummenden Kommerzes – die Brandenburger Große Gartenstraße ist grise und tot. Wer soll als Ortsunkundiger ahnen, was sich dahinter an Sehenswertem auf tut? Dabei sind die Möglichkeiten nicht mal schlechter als, sagen wir – in Erfurt! Hört sich vermessen an? Ach was! Denken Sie sich die Große Gartenstraße als belebte Fußgängerzone.

Natürlich, die Umgehungstangente, die die Große Gartenstraße noch immer zur Sackgasse degradiert und den Bahnhof rüde von seiner Stadt abschneidet, muß unter die Erde. Die Straßenbahn muß wieder ans Bahnhofsgebäude ran! Auf der Platte könnte ein zum Bahnhof und zur Großen Gartenstadt offener, ansonsten eventuell teilüberdachter Erlebnisbereich nach dem Vorbild des Potsdamer Bahnhofs geschaffen werden. Der Trichter in Richtung Stadt wäre geschaffen und würde alsbald seinen Zweck erfüllen. Ein Parkhaus muß in vertretbare Nähe. Und dann wird man sehen, das kühne Visionen reiche Früchte tragen können:

Die Menschen werden wie das Wasser in einem Blumenstil in Richtung Steintorbrücke gezogen. Dort fächern sich die Alternativen auf: Links die Grabenpromenade, dann die Kurstraße, die geschäftstüchtige Steinstraße (laßt doch um Himmels Willen den „Bären“ nicht verrotten!), rechts die Neustädtische Heidestraße mit dem wieder erstehenden Paulikloster. Verstehen Sie: links bummeln, mittig einkaufen, rechts Kultur pur. Egal welchen Weg man wählt – man kommt wieder in einer lebendigen Einkaufsstraße, der Haupt- und St. Annenstraße heraus!

Dort aber würden Stadtwegweiser und geschickt arrangierte Schautafeln auf die Altstadt, den Dom und den Marienberg verweisen, so daß vor dem Besucher die Stadt wie eine riesige „8“ daläge. Das schafft man nicht an einem Tag. Man muß übernachten oder wiederkommen. Und zu Hause Sehnsucht entwickeln, schwärmen – dann beginnt der Tourismus-Motor anzulaufen.

Davor haben die Götter Investitionen gesetzt, gewaltige Anstrengungen – aber Brandenburg wäre nicht Brandenburg, wenn es solchen Herausforderungen nicht gerade ins Auge sehen könnte. Bahnbrechendes zu bewerkstelligen hat in Brandenburg Tradition.

Lockt die Menschen nach Brandenburg! Lockt sie in die Stadt! Und das mit Force! Da muß geklotzt werden und nicht gekleckert! Unser Haushalt ist in schwierigem Fahrwasser – sicher! Aber das Entree ist so wichtig, wie bei uns Zeitungsleuten ein guter „Teaser“. Das muß in den Text, in die Stadt hineinziehen, nicht vor den Kopf hauen.

Ich weiß – woher nehmen, wenn nicht stehlen...) Das ist eine schwierige Frage. Aber es geht nicht anders. Denn beinahe alles auf der Welt funktioniert nach dem Dominoprinzip – ein Steinchen fällt vom anderen angestoßen – so oder so! Es ist nur an uns, die Richtung zu bestimmen.

Investoren trifft man am häufigsten dort, wo sich Leute heimisch und wohl fühlen. Dort strömen die Besucher hin, denn Idyllen üben einen unwiderstehlichen Magnetismus aus. Da wollen alle was vom Kuchen abhaben. Das muß als Kernbotschaft thematisiert werden!

Für die Vorstellung solcher Visionen, für die Diskussionen ihrer Machbarkeit und Umsetzung würden wir uns eine Rahmenerweiterung von Veranstaltungen wie des FVV-Frühschoppens wünschen.

Herr Schwinzert und der Fremdenverkehrsverband Brandenburgs sind Frontkämpfer. Ein Frontsoldat aber ist ohne seine Etappe hoffnungslos verloren. Wir, Brandenburg, sind die Etappe. Wir sind die Heimat. Laßt uns das klarstellen!

Mit Stolz erfüllt den Landboten die aktive Teilnahme der Interessengemeinschaft „Olle und Dolle Räder“ aus der Kurstraße an der Veranstaltung des FVV. Das hatte was. Auch dieser kleine Verein im Aufbau ist ein Fähnlein Aufrechter im steten Kampf um die Bereicherung der Brandenburger Kulturlandschaft. Engagierte Bürger wie diese sind das Blut, das eine Kommune mit Leben durchpulst – sie sind diejenigen, die einer Stadt ihre wahre Identität geben! Solche Frauen und Männer sind mehr wert als alle Flyer, Handouts, Prospekte und Slogans. Werbemittel können sinnvoller Weise nur das versprechen, was solch beharrliche und Herzblut in die Sache gebende Enthusiasten wie die Familien Buchholz und Weinreich halten. Dafür gebührt auch diesen Damen und Herren an unser Dank. Ein Dank, den wir auch dem FVV abstatten und der Frau Oberbürgermeisterin, die all denen ihre Unterstützung versprach, die um Brandenburgs Renommee und Zukunft ringen. Sie ist als redlicher Charakter bekannt – ich denke, auf ihr Wort kann man sich verlassen!

---

## Günter Grass und die Waffen-SS

### ein Lanzenbruch für einen guten Mann

Kotofej K. Bajun

Im August 2006 meldet sich ein Literaturnobelpreisträger zu Wort und verkündet, er hätte als 17-jähriger für drei Monate in der Waffen-SS-Division „Fruntsberg“ gedient. Wir kennen den Verein als 10. SS-Panzerdivision, welche die SS-Panzer Grenadierregimenter 19 und 20, das SS-Panzerregiment 9 und das SS-Panzerartillerieregiment 9 unter seinen Fahnen führte. Ob die nun zur Waffen-SS oder zur schwarzen Kerntruppe zählten, entzieht sich unserer Kenntnis.

Aber das ist sicherlich auch völlig unwichtig.

Der Siebzehnjährige wird in den drei Monaten keine KZ zu beaufsichtigen, keine Todesmärsche zu begleiten, keine Dörfer als Vergeltungsakt zu verbrennen, keine Partisanen zu Tode zu martern gehabt haben. Wir wissen es natürlich nicht, denn wir waren nicht dabei. Das zu glauben aber fiele uns schwer. So schwer, daß für den Siebzehnjährigen von damals, wenn wir den Menschen von heute sehen, die Hand ins Feuer legen würden, so sehr sich dieser Mensch von heute uns gewöhnlichen Sterblichen auch entrückt haben mag.

Bemerkenswert ist, daß nach Herrn Grassens wie auch immer motiviertem „Geständnis“ ein bigotter Aufschrei durch die Sommerloch-geplagte Republik geht.

Da ist sehr bald die Rede davon, daß der Literat der Menschlichkeit sich in seiner Rolle als Mahner für Frieden und Völkerverständigung diskreditiert habe.

Andere fragen: „Warum erst jetzt?“ Durch das späte Bekennen würden die Werke in einem neuen Lichte erscheinen, verlören gar an Integrität.

Wir halten das für ausgemachten Blödsinn. Herr Grass mag sein wie er will und wer er will – ihm aus dieser Geschichte einen Strick drehen zu wollen, diskreditiert bestenfalls die Kläffer. Auch die, die unter dem Mäntelchen der scheinbar so Nachdenklichen einherkommen.

Der Landbote läßt sich bei diffizilen Themata bekanntermaßen etwas Zeit, ehe er sich zu Worte meldet. Kann er auch, denn er ist kein tagespolitisches Blatt.

Nach einigem Hin und Her sind wir zu folgendem Schluß gekommen:

Herr Grass wurde als 17jähriger zur Waffen-SS gezogen. Sein Dienst währte ein Vierteljahr. Es ist nicht davon auszugehen, daß er an wie auch immer gearteten Kriegsverbrechen teilgenommen hat. Punkt.

Wer will einem 17jährigen das Wissen und die Courage abfordern, einen Gestellungsbefehl des Wehrbezirkskommandos in Kriegszeiten gar zu verweigern, zumal wenn er mit Sicherheit das Ausmaß der Nazi-Verbrechen nicht im Mindesten überblicken konnte!

Von einem Freund des Chefredakteurs Herrn Fjöllfross, einem ehemaligen Regionalfürsten der Deutschen Bundesbank in Bayern, wissen wir, daß jener zur Waffen-SS kam, weil ihm und seinen Freunden die Ableistung des Reichsarbeitsdienstes zuwider waren und der Dienstantritt bei dieser Truppe von derlei Verpflichtungen entband. Wir wissen von ihm, daß er ein normaler Soldat war, der nur seinen „Pleitegeier“ auf dem Ärmel statt über der Brust trug. Wir wissen von ihm, daß viele Kameraden seiner Einheit die Schwarze SS und alle übrigen Fanatiker verachteten.

Es geht uns hier beileibe nicht um die Reinwaschung einer bössartigen Kampftruppe des Nationalsozialismus! Der Landbote sollte seiner unzweideutigen Haltung dieser Ideologie gegenüber bekannt sein.

Es geht darum, klar zu stellen, daß Herr Grass nicht als erwachsener und reifer Mann im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung zu den Schwarzen genannt ist, um eine völkervernichtende Doktrin umzusetzen, sondern als grüner Junge zu einer Kampftruppe gezogen wurde, der er ein Vierteljahr angehörte.

Bleibt die Frage, warum er so spät dazu Stellung nahm.

Nein! Bleibt sie nicht!

Er hätte überhaupt nur dazu Stellung nehmen müssen, wenn er, wie oben beschrieben, als erwachsener Mann zu Himmlers Schwarzem Orden gestürzt wäre, oder wenn er in seiner Dienstzeit als Soldat des Dritten Reiches an Kriegsverbrechen teilgehabt hätte.

Sein Schicksal war das von Tausenden, Hunderttausenden.

Daß er seine literarische Gabe genutzt hat, gerade dieser verbrecherischen Ideologie den gnadenlosen Kampf anzusagen, rehabilitiert ihn eher – wenn eine Rehabilitation überhaupt zur Debatte stünde. Auf keinen Fall aber

schmäler sein wann auch immer kompletierter Lebenslauf die Integrität seiner Person, seines Werkes oder seiner in der Vergangenheit getroffenen Aussagen.

Selbst wenn er in jugendlicher Torheit dem deutschen Wahn der Nazizeit aufgefressen sein sollte – „wer nie im Leben töricht war, ein Weiser ward er nimmer!“ Von denen, die in der Nazizeit erbitterten Widerstand leisteten und danach – wofern sie das Grauen überlebten, die Methoden ihrer Peiniger übernahmen und dann sublimierten, wie sich Jutta Maron einst artikulierte, kennen wir einige. Keine schönen Erinnerungen...

Glauben Sie uns – der Alte von der Trave ist uns da tausendmal lieber.

Denn Günter Grass hat aus dem Erlebten Schlüsse gezogen, die in eine Zukunft ohne Gewalt und mit eingedämmter menschlicher Dummheit weisen, anstatt den alten Lumpereien unter neuem (oder sogar altem) Farbanstrich weiterzuföhnen. Das ist es, worauf es ankommt. Und auf nichts sonst.

Doch seien wir versöhnlich. Das ganze Theater war eine faule Blase aus der Saure-Gurken-Zeit und schon morgen, so trösten wir uns mit den Worten des kongenialen Hape Kerkeling, wird das Volk wieder „eine andere Sau durchs Dorf treiben“. Die sind halt so. Laß sie. Man ändert sie nicht.

---

## Hartz IV und die liebe Verwandtschaft

Don Miquèle Barbagrìgia

Was tönte da neulich durch die deutsche Nachrichtenwelt: Der deutsche Konjunkturmotor sei wieder angesprungen. Man sprach von vierhunderttausend neuen Arbeitsplätzen – die Deutschen konsumierten wieder...

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie bis heute!

Diese Schönfärberei gemahnt sehr an die Kriegsberichterstattung der letzten Jahre des Dritten Reiches, das ebenfalls jede „Frontbegradigung“ als Zeichen der beginnenden Wende deutete. Die Propagandamaschine der seligen DDR hatte auf diesem Gebiete ja ebenfalls Beachtliches geleistet. Nach Strohhalmen greifen, rosarote Brillen unters Volk werfen – vielmehr kann die Bundesrepublik ihren Bürgern nicht mehr bieten. Denn die öffentliche Hand ist pleite. Daran ändert auch der Umstand nichts mehr, daß die Bundesagentur für Arbeit zum ersten Male seit langer Zeit positive Haushaltsbilanzen vorweist. Nicht doch, Mensch! Nicht die Arbeitslosenzahlen sind verschwunden! Die Kasse stimmt wieder. Man hat genug an den ärmsten Teufeln eingespart, genug jahrelange Einzahler von Arbeitslosenbeiträgen erst per Gesetz geschröpft und jetzt per Gesetz um ihre Einlagen bestohlen.

Und selbst wenn die Arbeitslosenzahl wieder auf ein erträgliches Maß geschrumpft wäre, dann sollte man den Statistikern Danke sagen und nicht der Regierung.

Es verfallt doch bloß niemand auf den Blödsinn, es würden mit dem Wegfall von Arbeitslosen aus der offiziellen Statistik gleichzeitig sozialversicherungspflichtige Arbeitsplätze geschaffen, die in Folge den Binnenkonsum ankurbeln und uns helfen, die 2,5 Billionen Euro Staatsschulden abzubauen.

Wie dem auch sei – außer uns und Lieschen Müller sind diese Tatsachen auch einigen Politikern bekannt, vornehmlich von der „Christlich Demokratischen Union“, deren Namensgebung in etwa den selben Bezug zur Realität hat, wie es bei der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik der Fall war.

Diese Politiker, sofern sie denn gerade ein wenig Zeit abzwacken können von dem mühseligen Geschäft, ihre Pfründe zu verwalten, machen sich nun Gedanken.

Nein, nehmen Sie den Ausdruck „Gedanken machen“ nicht ganz so ernst. Dazu ist die Mehrheit der Pfründeausbeuter gar nicht in der Lage. Das würde Grips und Einfallsreichtum verlangen, was bei manchen dieser Damen und Herren sicherlich anzutreffen ist. Diese kostbaren Ressourcen aber auf eine gemeinnützige Sache wie die Angelegenheiten des Volkes zu verschwenden, würde schon wieder für geistige Armut sprechen und ist als Widerspruch in sich selbst daher obsolet.

Also sind die Lösungsvorschläge immerfort dieselben: Immer weiter gehender Rückzug des Staates aus der materiellen Verantwortung für seine Bürger unter Mitnahme aller ergaunerten Mittel.

Da sollen jetzt Kinder stärker ihren Eltern gegenüber in die Pflicht genommen werden.

Das heißen wir einen Ansatz! Da weiß man seit Jahr und Tag, daß die deutsche Nation am Aussterben ist, jahrzehntelang zur Auffrischung des Volkskörpers größtenteils unproduktive Zuwanderergruppen ins Land geholt wurden, die den Sozialkassen noch mehr auf den Taschen lagen, daß wir dringend suffizienten und leistungsfähigen Nachwuchs benötigen – und dann kommen solche Sprüche. Bravo!

Die geistig Schwachen werden sich von dieser Maßnahme nicht von ihrer Lieblingsbeschäftigung – dem Kindermachen – abhalten lassen. Denn sie denken eh nur von zwölf bis Mittag. Die aber noch alle Latten am Zaun haben, werden einen Kreißsaal meiden, wie der Teufel das Weihwasser. Weiß man, wie die Blage ausschlägt? Welche Peergroup die intensivsten Bemühungen um eine solide Erziehung innerhalb kurzer Zeit zunichte macht?

Und dann sitzt sie einem auf der Pelle. Bis dato noch bis zum 25. Lebensjahr und bald bis zum 95.!

Und sollte man Glück haben, und aus dem Thronerben wird etwas Gescheites – wer weiß denn, was einem selber einmal widerfahren wird? Wer will als anständiger Mensch seinen Kindern gezwungenermaßen zur Last fallen.

Die gegenseitigen, vertikalen und horizontalen Verpflichtungen, die das Leben einer intakten Familie bestimmen, sind lange über den Jordan. Dafür hat die auf Singularisierung und Ellenbogenmentalität geeichte Gesellschaft zu lange massivsten Wert gelegt. Hemmungsloser Egoismus statt Solidarität standen auf's Panier geschrieben.

Alles was dieser Haltung jetzt entgegenwirken soll, wird nur Haß und Unmut gebären. Haß auf die alten, die einem jetzt etwas wegzufressen drohen und denen man eingimpftermaßen keinen verpflichtenden Dank schuldet und Unmut auf die Gesellschaft, die einem diese Last abfordert.

Wer kann, wird auswandern. Und 150.000 Menschen pro Jahr tun das schon. Zumeist Leute, die etwas können. Andere Länder nämlich sind nicht

so dämlich, Sozialkassenplünderer aufzunehmen. Das ist ein schlimmer Aderlaß mit einer verhängnisvollen Tendenz.

Wahrscheinlich um dem entgegenzusteuern, hat man sich wieder etwas Cleveres einfallen lassen. Und wieder bei den falschen Leuten.

Hartz IVer sollen ja nun unter eine Art Hausarrest gestellt werden. Der Schildbürgerereien ist kein Ende! Aber so können sie wenigsten das Land nicht verlassen.

Wäre ja möglich, daß der eine oder andere von ihnen eine zündende Idee hat, wie er mit einem kühnen Geschäftsvorhaben seiner mißlichen Situation entrinnen könnte. In Deutschland treibt man ihm solche Flausen schon aus, keine Bange! Eine restriktive und für ihre mangelnde Weitsicht berüchtigte Bürokratie und ein ebenso allem Unternehmertum feindlich gesonnenes Kreditwesen sorgen schon dafür.

Aber andere Länder? Wie, wenn die nun das Potential des deutschen Hartz IVERS für sich nutzen würden. Dann wäre Deutschland ja wieder sauber vorgeführt: Seht her, da steht der Trottel-Weltmeister! Nein, das gilt es um jeden Fall zu verhindern. Also sperren wir die Versager und die Verlierer ein und holen sie nur zur Spargelernte wieder raus. Aber mit Fußfesseln!

Dann hat Deutschland wenigstens einen signifikanten Erfolg errungen: Die geschönteste Statistik der Welt. Weltmeister im Selbstbetrug! Hurra, wir sind wieder wer!

## Heidi Hübner, geborene Bastian

26.7.1939 – 21.1.1971

### In Memoriam

B. St. Fjöllfross

Anfang 2006 verschwand das Grab. Fünfunddreißig Jahre hatte die Gemeinde Wittbrietzen ihrer Tochter Heidi Bastian die „ewige Ruhe“ gegönnt. Dann, eines Tages, war der Grabstein verschwunden und mit ihm die Grabeinfassung und der Marmordeckel. „Unserer lieben Heidi“ stand auf dem Stein zu lesen und das Geburtsdatum 26.7.1939 und der der Todestag 21.1.1971. Eine geknickte Rose und das Wort „Unvergessen“...

Unvergessen?

Stirbt ein Mensch, setzt das Vergessen ein. Sofort und unwiederbringlich. Die Spuren, die er auf seinem Lebensweg hinterließ, verwehen wie die welken Blätter im Herbstwind. Und irgendwann ist selbst der Name ausgelöscht – das Persönlichste, was dieser Seele einst zu Eigen war.

Die Vergänglichkeit ist eine unbarmherzige Göttin. Ihr Finger weist nur nach vorn, in die Zukunft.

Was blieb von der Frau, die einst Heidi Ruth Emmi Bastian hieß? Nichts ist mehr bekannt über ihre Kindertage, wie sie ihre Jugend erlebte, welche Träume sie für ihr Leben hatte, wie sie ihren Alltag bewältigte. Ihren Vater, den Tischler Alfred Bastian, sah sie vielleicht ein oder zweimal im Leben. Als der Krieg ausbrach, mußte Alfred ins Feld. Da war sie ein paar Wochen alt. Ein paar Mal Fronturlaub bekam der Gefreite Bastian eventuell. Dann jagte die Rote Armee seine Einheit in die Sümpfe von Ostrolenka. Nie kehrte Alfred Bastian zu Frau und Kindern zurück. Drei Töchter und einen Sohn

hatte er hinterlassen. Heidi war seine Älteste. Heidis Mutter mußte sehen, wie sie ihre Kinder und den kleinen märkischen Vierseiten-Hof durchbrachte. Die Nachkriegszeit und die Forderungen der siegreichen Russen waren teils schlimmer als die Kriegstage. Emmi Bastian ließ manchmal Andeutungen fallen. Gab es eine Kindheit für die kleine Heidi?

Ein paar Schwarz-Weiß-Photos, stumme Erinnerungen, an was eigentlich: Heidi als Dreijährige auf dem Hof, dahinter die Mutter und die jüngere Schwester. Dann, die vierzehnjährige Heidi als Konfirmandin vor der Wittbrietzen Dorfkirche. Das war's. Das nächste Bild zeigt schon eine junge, hübsche Frau bei einem Besuch in Hamburg, dann beim Ernteeinsatz. Wie waren eigentlich ihre Zeugnisse? Wir sehen sie anlässlich der Vereidigung ihres damaligen Verlobten. Wie hieß er? Woher kam er? Was wurde aus ihm? Wir wissen es nicht. Die Verlobung zerbrach. Selbst das allgewaltige, allwissende Internet gibt uns nicht den allergeringsten Hinweis.

Auf einem Photo besserer Qualität, aber immer noch schwarz-weiß, sitzt sie auf dem Brandenburger Dampfer „Aktivist“. Wohl ein Betriebsausflug auf der Havel.

Aus dem „SV-Ausweis“ der Heidi Hübner geht hervor, daß sie von 1945-1953 die Grundschule besuchte, von 1953-1955 zur Oberschule ging und in Potsdam den Beruf einer Stenotypistin lernte. Kurzfristig war sie wohl bei den Potsdamer Wasserwerken angestellt gewesen und hatte eine Adresse in der Weinmeisterstraße am Heiligen See. War sie oft in den herrlichen Anlagen des Marmorpalais spazieren?

Kannte sie Potsdam gut? Radelte sie auch mal durch den Park von Sanssouci? Besaß sie überhaupt ein Rad? Nichts, nichts, nichts wissen wir mehr. In Potsdam lernte sie einen jungen Studenten der Medizin kennen. Das muß so 1960 gewesen sein. Kurz vor dem Bau der Mauer. Der Student, ein gewisser Lothar Hübner aus dem Dorf Prützke bei Brandenburg hatte damals noch Logis in Potsdam, gleichwohl er an der Ost-Berliner Humboldt-Universität studierte. Der „Durchläufer“, eine S-Bahn, die vom Potsdamer Stadtbahnhof bis zum Berliner Bahnhof Friedrichstraße ohne Unterbrechung durch West-Berlin fuhr, brachte ihn allmorgendlich an die Charité.

Er muß ihr gefallen haben. Sie wurden ein Paar. Sie arbeitete, er studierte. Im April 1961 heiratete sie ihn. Die Hochzeit fand in aller Stille und Heimlichkeit in der Kleinstadt Seelow im Oderbruch statt, bei seiner Tante Anni und seinem Onkel Paul. Ihre Verwandtschaft wußte von nichts. Es gibt sehr schöne Hochzeitsphotos. Nein, nicht von der Hochzeit selbst. Nachgestellt. Er im schwarzen Anzug mit Fliege, sie im schlichten schwarzen Kleid vor dem Haus seiner Großeltern in Prützke. Die Kirschbäume im Garten stehen in voller Blüte. Sie ebenfalls. Doch der Schein trügt. Bald ist es vorbei mit der Idylle.

Da lebt sie nun, vierzig Kilometer Luftlinie von ihrem Heimatdorf und den Ihren. Vierzig Kilometer, das waren in der DDR der sechziger Jahre eine Tagesreise. Wollte sie nach Wittbrietzen, dann mußte sie mit dem Bus aus Lehnin nach Brandenburg, dort vom Trauerberg zum Hauptbahnhof hinunterlaufen, einen Zug nach Potsdam nehmen, auf dem damaligen Potsdamer Hauptbahnhof (heute Bahnhof Pirschheide) in einen Zug Richtung Jüterbog umsteigen, in Elsholz den Zug verlassen und dann noch drei Kilometer laufen.

Wer hatte damals schon ein Auto? Der Stellmacher Willi Gartensleben besaß einen F8 Kombi mit Holzverkleidung, ihre beste Freundin Hilde hatte

einen Trabant mit der Nummer DV 44-39, sie besaß nicht einmal einen Drahtesel. Nicht in Prützke. Das ist sicher. Wollte der Bus sie mit ihrem Kinderwagen nicht mitnehmen ins zehn Kilometer entfernte Brandenburg, na, dann mußte sie eben mit oder ohne Kinderwagen laufen. Kam mehr als einmal vor.

Am 28. Mai des Jahres 1964 war sie nämlich eines Söhnchens genesen. Im Kloster Lehnin hatte sie ihn zur Welt gebracht und Michael hatte sie ihn genannt. Jahre später fand dieser Michael auf seiner Geburtsurkunde einen Zweitnamen, „Lothar“, von dem er bis zu diesem Tage nichts gewußt hatte. Heidi mußte ihren Mann geliebt haben, damals.

Kurze Zeit später aber war die Familientragödie schon in vollem Gange. Beide betrogen sich gegenseitig, was das Zeug hielt. Sie blieben sich nichts schuldig. Ihr Temperament bäumte sich gegen den weitaus schlaueren Lothar auf – am Ende unterlag sie.



Heidi Bastian, 1982 gezeichnet nach einer Photographie von ihrem 18jährigen Sohn

Von vornherein waren ihre Chancen nur gering gewesen. Bis zuletzt war sie in ihrem Herzen das einfache und im Herzen oberflächliche Bauernmädchen geblieben. Als die Not groß war, woran hätte sie sich noch halten können? Woran? In ihrer Seele gab es nichts, was den existentiellen Herausforderungen hätte ernsthaften Widerstand leisten können. Nicht im entferntesten!

Am Ende... – das war der 21. Januar 1971, jener grauenvolle Tag, jener Vorbote der Apokalypse. Für einige wenige Menschen nur. Für diese paar Wenigen. Aber für diese bedeutete dieser Tag die Katastrophe ihres Lebens. Untergang der Titanic. Pompeji. Hiroshima.

Die kleine Familie hatte eine Zweizimmerwohnung im fünften Stock eines Neubaus bezogen. Fernheizung und Warmwasser aus der Wand. Ein Komfort, von dem das Dorfmadchen Heidi wohl einst geträumt haben mochte. Ihr Mann war nun ein Gynäkologe. Seine Facharztausbildung absolvierte er bei ihrem Chef.

Denn sie war mittlerweile die Chefsekretärin des Bezirkskrankenhauses Brandenburg an der Havel geworden. Ihr Boss war der berühmte Professor Grossmann, von dem es heißt, er sei der erste Gesundheitsminister des Nachkriegslandes Brandenburg gewesen. Als sie 1965 bei ihm zu arbeiten anfang, da war er der Ärztliche Direktor des Hauses und Chef der Frauenklinik. Sie hatte es geschafft. Eine gute Chefsekretärin ist eigentlich immer der Schwer- und Mittelpunkt eines Hauses, dessen Gravitationszentrum, in dem alle Fäden zusammenlaufen.

Es hätte alles gut werden können. Hätte. Statt dessen machte die heißblütige Heidi ihrem Lothar wohl des Öfteren die Hölle heiß, sie wußte wer sie war und was sie darstellte, tanzte auch mal gerne auf dem Tisch. Das war dem Lothar ein Dorn im Auge. Der mochte keine lauten Gesellschaften und vor allem keine Götter neben sich und suchte eher die stillere Zweisamkeit mit Heidis bester Freundin, die als Hebamme mit dem jungen Frauenarzt und Geburtshelfer im Kreißsaal des Bezirkskrankenhauses wohl die ein oder andere gemeinsame Schicht verbrachte.

Es ist schwer zu sagen, was in diesen Tagen geschah. Manche Leute erzählten, sie hätte ihr Problem mit Alkohol und Medikamenten „therapiert“. Der ein oder andere Suizidversuch soll wohl auch schon stattgefunden haben. Dem Vernehmen nach stand die Scheidung ins Haus. Sie war nur noch ein physisches und psychisches Wrack.

Wer hielt noch zu ihr? WER? Das letzte von ihr existierende Bild zeigt ein aufgedunsenes Frauengesicht, rund wie der Vollmond, um Jahre gealtert. Wenig später gab es sie nicht mehr. Am Donnerstag, dem 21. Januar 1971 sollte sie in die Bezirksnervenklinik Brandenburg-Görden eingewiesen werden. Um 9:00 Uhr sollte sie draußen sein. So brachte sie früh noch ihren Sohn Michael auf den Weg zum Frühhort. An dem Postgebäude des Brandenburger Neustädtischen Marktes verabschiedete sie sich von ihm. Das war das letzte Mal, daß er seine Mutter sah. Als sie heimkam, erhängte sie sich im Badezimmer der kleinen Zweizimmerwohnung Straße der Jungen Pioniere 41.

Als man ihren Mann fragte, wo denn seine Frau bliebe, ahnte er Schlimmes. Er fuhr stracks nach Hause und fand ihren leblosen Körper. Mehr als sie in den frühen Tod zu lavieren, hatte er nicht für sie tun können. Mehr war für ihn nicht drin, der er – Arzt hin oder her – selbst nur ein schwer persönlichkeitsgestörter armer Teufel war, selbstherrlich und voller Dünkel.

Man senkte ihren Leichnam in eine Grube und das Vergessen begann. Die täglich an sie dachte, war ihre Mutter, Emmi Bastian aus Wittbrietzen, die den Tod der Tochter nie verward.

Für den Rest der Menschen, die während ihres Lebens mit ihr in Berührung kamen, reduzierten sich die Begegnungen mit ihr fortan nurmehr auf Episoden. Was von ihrem Leben blieb war ein Grabstein, eine Armbanduhr, ein Röhrenradio und ein Sohn.

Der Grabstein verschwand und auch den Sohn wird es nicht ewig geben.

Auf ihrer Grabstelle wuchert spärliches Gras und Löwenzahn. Die gezackten Blätter zittern leicht im Wind. Ein Käfer huscht eilig über den kargen märkischen Sandboden eines kleinen Zauche-Kirchhofs, sich darum nicht schierend, daß sechs Fuß unter ihm das letzte von dem vergeht, was einst ein unwiederbringliches und wertvolles Menschenleben gewesen ist.

Tausendfach trägt sich solches zu, Tag für Tag, Namen vergehen ins Namenlose – wenn man das verstanden hat, dann haben die Welt und der Tod ihren erbärmlichen Stachel verloren.

Ruhe wohl, arme Heidi Hübner, geborene Bastian, ob es für Deine gequälte Seele ein wie auch immer geartetes Asyl gibt, entzieht sich meiner Kenntnis.

Die Gemeinde Wittbrietzen nahm Dir nach geltendem Recht nach Ablauf Deiner „Liegezeit“ Dein Grab. Dein Gedenken sollen sie Dir nicht nehmen können. Denn, dem Du am 28. Mai 1964 den Namen Michael Lothar gabst, der heißt nun B. St. Fjöllfross und Kotofejj K. Bajun und hat noch vier weitere Namen und ist der Herausgeber einer eigenen Zeitung.

In diesem Blatt aber soll Dein Name bestehen bleiben und Dein Bild, solange das Deutsche Volk sich noch eine zentrale Bibliothek leistet. Denn das bist Du wert.

Amen

## Herrn Buschs „Grapschattacke“

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Er ging an der Kanzlerin vorüber. Massierte ihr zwei, drei Mal launig die Schultern. Und ging weiter.

Gewiß gehören wir nicht zum Fanclub des Herrn Busch. Was aber nun, nach seinem Besuch in Stralsund, von amerikanischer Seite mit dem Manne veranstaltet wird, sprengt jeden Rahmen des Normalen. Da zeigt der amerikanische Präsident einmal eine lockere, unverkrampfte Regung menschlichen Miteinanders. Er greift Frau Merkel kurz im Vorübergehen massierend an die Schultern – und die amerikanische Öffentlichkeit läuft Amok! Landauf, Landab brüllt man „Skandal! Sexueller Mißbrauch am Arbeitsplatz...“ etc pp.

Was hätte Asterix dazu gesagt: „Die spinnen, die Römer!“

Das Heer der Neopuritaner ist mächtig geworden in den U.S.A. Das „freieste Land der Welt“ ist mittlerweile verbiesterter als der Iran. Verletzt du in Amerika die Intimsphäre deines Nachbarn mit nur einem Blick auf die falsche Körperpartie, mit nur einem unbedachten, leichtfertig dahingeplapperten Wörtchen – schon bist du die fette Beute geldgeiler Kläger und ihrer verkommenen Anwälte.

Was müssen in diesem Lande vordem für Zustände geherrscht haben, damit das Pendel derart ins andere Extrem ausschlagen konnte!

Es ist erbärmlich! Die Amerikaner legen sich selbst mithin die unnatürlichsten Fesseln an – kein Vieh wäre derart blöde.

Doch was will man von Leuten erwarten, die den Kreationismus – diesen monströsen Untoten – wiederaufleben lassen.

Tag für Tag sitzt ein kleiner Zigeunerjunge mit einem viel zu großen Akkordeon dem Kamelschaufenster des Berliner Zoos gegenüber auf der blanken Erde und versucht, mit seinem endlosen Gedudel des ewig selben, melancholischen Stückes aus „Papillon“ ein paar Groschen von den Passanten zu erbetteln. Neulich raunzte ihn selbst ein Punk an, er solle sich in eine Schule scheren, statt da rumzududeln. Wovon denn? Wie denn?

Und jetzt gehen Sie mal hin, und erklären dem kleinen Zigeuner die Probleme der völlig bekloppten amerikanischen „FeministInnen“...

Diesen Canaillen sollte man im Gegenzuge eine halbjährige Kur in den ausgetretenen Sandalen des kleinen Jungen verordnen, damit dieses vollgefressene, dekadente und nicht mehr zurechnungsfähige Gesindel realisiert, was wirkliche Probleme und Sorgen sind.

Haben Sie übrigens bemerkt, daß ich den Jungen „Zigeuner“ nannte? Ich weiß nämlich nicht, ob er Sinti oder Roma ist. Und eine Doppelnennung würde wohl bestenfalls der intellektuellen Leistung einer amerikanischen Feministin entsprechen: Sie wäre purer Blödsinn. Soweit zu „Political Correctness“!

Ich weiß, was der kleine Zigeuner in jedem Falle ist: ein Menschenbruder, ein Mitmensch. Das ist jemand, von dessen Existenz die Amerikaner seit geraumer Zeit keinen Schimmer mehr haben.

Wir haben in den letzten fünf Jahrzehnten zuviel Müll aus Amerika kritiklos heruntergeschluckt. Schluß damit! Das sind längst keine nachahmenswerten

Vorbilder mehr – wenn sie das je gewesen sind. Das ist eine Nation von greinenden, weltfremden Stieseln geworden, die jegliche Bodenhaftung verloren haben und denen Respekt zu zollen sich seit Langem schon verbietet.

Lacht sie aus und seht zu, daß diese verheuchelten Sensibelchen mit all ihrer götterspottenden Dummheit nicht noch mehr Menschen in aller Welt mit ihrem verkorksten „Amerikan Way of Life“ verderben!

Wir wollen uns berühren dürfen, weil wir aus der biologischen Familie der Affen stammen und physische Nähe für uns ein Muß ist. Wir verdeutlichen auf diesem Wege Sympathie für den Anderen. Berührung ist ein menschliches Ausdrucksmittel der Zugewandtheit. Und nicht jeder von uns denkt dabei sofort an sexuelle Penetration. Wir, die wir normal ticken. Wir, die wir keine überdrehten Amerikaner und ihre Bachblüten fressenden Wessi-Ableger sind. Wir denken nicht an sexuelle Ausbeutung unseres Nachbarn, wenn wir ihn berühren. Wir denken an menschliche Nähe!

Das Imperium Quartum sitzt auf dem Ramus Descendens – dem absteigenden Ast. Es ist niemand verpflichtet, ihm auf dem freien Fall nach unten zu folgen.

Und ganz nebenbei – auch wenn uns der amtierende amerikanische Präsident in der Sekunde des Skandals einmal wirklich sympathisch war – jedes Volk hat die Führung, die es verdient.

---

## Irak – Pulverfaß und Menetekel

Don M. Barbagrigia

Im Zweistromland, der Wiege der abendländischen Zivilisation, wird über einen böartigen alten Mann zu Gericht gesessen. Außerhalb der Gerichtsmauern explodieren derweil unentwegt Bomben und Sprengkörper und reißen Tag für Tag Dutzende Menschen in einen grausamen Tod.

Nun ist es des Landboten Sache nicht, die innere Lage des Irak zu analysieren, seine politischen Machtverhältnisse, Strömungen und Interessenkonflikte. Diesem Land aber eine „Demokratie nach westlichem Muster“ überhelfen zu wollen, halten wir für Irrsinn.

Der zentnerweise Unsinn brabbelnde Greis vor den Schranken des Bagdader Gerichts ist Saddam Hussein – einst gefürchteter irakischer Diktator.

Diesem aus untersten Verhältnissen stammenden Schurken war es im Laufe seines Lebens gelungen, sich zu einem orientalischen Dutzenddespoten emporkommen zu lassen, der zwar in blutiger Tyrannei dem Lahmen Timur in nichts nachstand, dessen kulturelles Engagement und weise Staatskunst jedoch völlig entbehrte.

Hussein war und blieb ein schwer gestörter, bauernschlauer, ansonsten aber ungebildeter Massenmörder. Dieser Punkt steht auch hier nicht zum Mindesten zur Debatte.

Was man an den Dachschindeln hat, merkt man in aller Regel erst, wenn sie fehlen und es infolgedessen durchregnet. Im Irak regnet, ja hagelt es seit Husseins Entmachtung Bomben, Sprengsätze und Granaten. (Vorher war's Giftgas.)

Nun stellen wir folgende Überlegung an: War Hussein, der verrückte Despot, ein Stabilitätsfaktor im Lande zwischen Tigris und Euphrat? Wenn ja, wieviel diktatorische Gewalt ist gerechtfertigt, um anarchistische Gewalt zu verhindern?

Denn seit Hussein die Macht verlor, dreschen Rudel von Nackten Affen mit so enormer Wucht aufeinander ein, reißen sich zu Lasten der gequälten Bevölkerung wie tollwütige Schakale um das Erbe, daß die Zahl der Opfer dieses Terrors den Blutzoll von Husseins Diktatur wohl bald übertroffen haben wird.

Das Vierte Rom – die U.S.A. – können sich gratulieren. Sie haben mit ihrem ressourcen- und währungspolitisch motivierten Einmarsch im Irak eine Büchse der Pandora geöffnet, die, wie es sich zeigte, alle bösen Geister der Hölle entfesselte. Bravo! Ist das die Arroganz der Naivität oder die Naivität der Arroganz?

Gleichviel – es ist eine beispiellose Idiotie! Und die dummen, dummen Amis verstehen wieder einmal rein gar nichts... Am Meisten weigert sich ihr kollektiver Schwachsinn zu begreifen, daß eben nicht alle Welt genauso gestrickt ist, wie sie selbst – nur halt auf einer selbstredend primitiveren Stufe.

Es wird dem einfachen, unbedarften, amerikanischen Landmann, der auf Befehl des insuffizientesten Präsidenten der amerikanischen Geschichte seine Söhne in diesen aussichtslosen Krieg geschickt hat, partout nicht einleuchten, warum die gewaltigste Militärmaschinerie der Welt bei denen Wüstenbettlern nicht schon längst Tabula rasa gemacht hat. Not bene: Die Star-Wars-Episoden gehören in den U.S.A. zum allgemeinen Wissensbestand. Und trotzdem...

Doch, mal andersherum betrachtet: Welche faire Chancen des Begreifens hätte der Durchschnittsamerikaner auch? Sein Verstand müßte sich durch eine Medienlandschaft hindurchmogeln, deren Gleichschaltungsgrad dem der bolschewistisch-sowjetischen TASS und Berlusconi's Mediensumpf hohnlächelt. Ganz recht, wir reden hier vom amerikanischen Informationssystem – der „freiesten Berichterstattung der Welt“!

Das Vierte Rom hat in der irakischen Wüste einen wahrhaft gewaltigen Pyrrhussieg erfochten.

Hussein ist infolge des Sieges unschädlich gemacht worden. Na gut! Aber schlag einer eine Dase oder Pferdebremse tot – die nächste ist schon im Anflug.

Die arabische Nation wird in Windeseile den nächsten verrückten Tyrannen gebären. Mit all den Demütigungen, der Jahrhunderte langen Ausbeutung durch den technologisch überlegenen Westen, der Mißachtung, der verbreiteten Armut ist der Boden für solche Leute bestens gedüngt.

Die schwerreichen Feinde in der eigenen Oberschicht verstehen es darüber hinaus geschickt, die Wut über das Elend der Massen in Richtung Westen zu kanalisieren.

Diese Explosivität mit westlichen Heilskonzepten kontrollieren zu wollen, ist nicht minder verrückt, als Tyrannen vom Schlage Husseins. Diese Erfahrung werden wir noch bitter bezahlen müssen. Das ist sicher! Dann werden wir erkennen, daß die eine Narretei der anderen gewiß nicht wert war.

## Israel und der jüngste Nahostkonflikt - oder

### Mahnung an Massada

Scholcher M. Druckepennig

Daß sich der Judenstaat massiv zur Wehr setzen mußte, war eigentlich schon überfällig. Das ungeheuerliche Fließband-Assassinentum der radikalen Palästinenser und ihrer arabischen Anheizer wurde von der Weltöffentlichkeit schon unter der Tagesroutine vermerkt. So sind die Menschen, auch die, die sich zu den Besseren zählen. Man gewöhnt sich halt an alles. Nur, die Juden, die Tag für Tag in ihren Bussen, Diskotheken, Fußgängerzonen von lebenden Bomben zerrissen wurden, wollten und konnten sich an das Grauen nicht gewöhnen, was von den feigen Mördern in dämonischer Regelmäßigkeit zelebriert wurde.

So sehr wir an der Seite Israels stehen und seine Maßnahmen gut heißen. Eines geben wir zu bedenken:

Denkt an eure eigene Vergangenheit, als Himmlers Mordkommandos euch mit der Vernichtung bedroht haben. Ein Volk, daß mit dem Rücken an der Wand steht, das nichts mehr zu verlieren hat, das wird bis zum letzten Atemzuge kämpfen – und zwar mit allen Mitteln.

Überlegt, ob es nun nicht im übertragenden Sinne eine palästinensische Mannschaft ist, die eure heilige Festung Massada hält. Und ob ihr nicht die anstürmenden, weit überlegenden römischen Legionen repräsentiert, die mit ihrer hochgerüsteten und perfekten Kriegsmaschine die Rampen hinauf zur Festung aufschüttet.

Das Imperium Romanum existiert nur noch in der Erinnerung der Menschen – euch gibt es wirklich.

Mit dem Dritten Reich verhält es sich ganz genauso. Verschwunden sind die, die euch umbringen wollten. Ihr aber lebt.

Sitzen die entwurzelten Palästinenser jetzt in einem Wahrschauer Ghetto? Werden sie die nächsten sein, die einen „Gerechten unter den Völkern“ verleihen und ein Yad Vashem errichten?

Wenn man der Geschichte einen gewissen Hang zu Analogien unterstellen darf, ist dieser Gedanke so abwegig nicht.

Das Leid dieses Volkes läßt uns nicht unberührt. Opfer britischer Kolonialpolitik und deutschen Irrsinns wollen sie einfach nicht mehr dahinvegetieren und sich beim eigenen Elendstode zuschauen. Daß sie Geschwüre wie die Hamas oder eben die Hisbollah ausbrüten, erscheint nachvollziehbar.

Daß es den armen Libanon trifft, ist um so bedauerlicher, als dieser Staat von eigenen ethnischen Spannungen geschwächt seiner Feinde weder im Innern noch im Äußern Herr wird. Die „Schweiz des Nahen Ostens“ in Trümmer zu legen, heißt den Wald anstecken, in dem Wespen nisten. Da ist wenig zu gewinnen.

Israel hat seine große Chance 1968 vertan, als auf den Golanhöhen ein Schild stand, auf dem zu lesen war: noch sechzig Meilen bis Damaskus. Damals hätte man dieses britische Kunstgebilde Syrien von der Landkarte und aus der Geschichte verschwinden lassen können und kein Hahn hätte mehr danach gekräht. Syrien ist der strategische Rückzugsraum, die Operationsbasis der Assassinen. Eine verpaßte Gelegenheit, leider.

Daß die Welt sich irgendeinmal mit en geschaffenen Tatsachen abgefunden hätte, zeigt das Beispiel der deutschen Ostgebiete oder der japanischen Kurilen hinlänglich und eindrucksvoll.

Und schließlich hat sich die Weltöffentlichkeit auch an die zerbombten Israelis gewöhnt.

Man wird diese feigen Lebendbomben nicht vaporisieren können. Gegen sie ist der Kampf so aussichtslos, wie gegen Milliarden von Ameisen oder Kakerlaken.

Selbst wenn man den Palästinensern gleichwertige Lebensbedingungen schüfe – den Fanatiker wäre deswegen noch lange nicht das Wasser abgegraben.

Daher ist es gut, wenn auch auf die Dauer wenig ergiebig, daß die Israelische Armee mal wieder die Zähne zeigt. Entschlossenheit demonstrieren kann nie verkehrt sein.

Nur die historischen Mahnungen sollte man dabei nicht aus dem Auge verlieren. Denn, wie gesagt – Geschichte wiederholt sich!

---

## Joachim Fernau – Versuch einer Apologese

B. St. Fjollfross

Kürzlich erst erreichte uns ein Aufsatz, den Herr Michael Skasa im Radio Bayern 2 am 11. November 2001 vortrug. An diesem Tage wäre der preußische Journalist Joachim Fernau 92 Jahre alt geworden. Es ist gut, daß man seiner gedenkt. Was aber zu seinem Gedenken angeführt wird, das erscheint uns bedenklich. Herr Fernau selbst weilt nicht mehr unter den Lebenden und ist daher außerstande, sich zur Wehr setzen. Es wäre daher schön gewesen, hätte sich Herr Skasa der ehrenhaften römischen Devise entsonnen: „DE MORTVIS NIHIL NISI BENE!“ Nun mag uns Herr Skasa beim (nie gesehenen) Barte unseres geistigen Vaters Tucholsky zu fassen bekommen, wie denn der Frontkämpfer der Weltbühne zu sagen pflegte: „Wer in der Öffentlichkeit kegelt, der muß sich auch die Punkte ansagen lassen.“ Herr Fernau kegelte in der Öffentlichkeit – und wir finden seine Würfe so übel nicht.

Herr Skasa hat in vielen Punkten völlig recht: Herrn Fernaus Geschichtsstunden kommen über weite Strecken sehr launig, oberflächlich und subjektiv einher. Der auch nach unserem Verständnis teilweise zu massiv vorgetragene Konservatismus und die immer wieder durchschimmernde Fremdenfeindlichkeit treffen bei uns auf keine Gegenliebe. Wir zumindest suchen zuerst nach Verständnis für den Nächsten, ehe wir uns dazu bereit finden, ihn zu diffamieren.

Dennoch – und hier soll Herr Skasa unserem Widerspruch begegnen – wir, obgleich die geschworenen Feinde von „Bild“ & Co., geben Herrn Fernau recht! Wir geben seiner Art recht, mit der er historisches Wissen unters Volk zu bringen sucht.

Herrn Skasas Kritik gemahnt uns an die Anfeindungen, die auch Paracelsus über sich ergehen lassen mußte. Man besche doch den historischen Kontext, in dem Herr Fernau schrieb! Man achte doch auf die Atmosphäre, in welcher

---

Über die Toten nichts als Gutes

just die Generationen mit dem Fach Geschichte gepreßt wurden, die Herr Fernau ansprach! Ist Ihnen das Fach interessant und lebendig vermittelt worden? Bleib viel Geschichtswissen bei Ihnen hängen? Wenn Sie diese Frage mit „Ja“ beantworten, dann gehören Sie wahrlich zu einer elitären, einer gesegneten Minderheit. In aller Regel empfanden große Massen ihren Geschichtsunterricht, oftmals beschränkt auf das stupide Pauken endloser Jahreszahlen, lediglich als brutalen Diebstahl an ihrer Zeit. In den folgenden, nachschulischen Lebensjahren wurde nur noch eine absolute Minderheit mit den Belangen der Historie konfrontiert. Der Rest kümmerte sich um die Anforderungen des persönlichen Alltags und vergaß.

Eine solche Entwicklung ist für ein Volk fatal. Denn Geschichte wiederholt sich, wieder und immer wieder. Historische Prozesse finden in späteren Epochen immer aufs Neue ihre Parallelen und Entsprechungen. Wieviel Fehlentwicklungen, die letztendlich in Katastrophen mündeten, hätten vermieden werden können, wäre geschichtliches Wissen in breiten Volksmassen lebendiges Allgemeingut gewesen! Der Elfenbeinturm historischer Fachabhandlungen und gelahrter Diskussionen hat auf der ganzen Linie versagt. Er taugte nicht zur Abwehr der beiden Weltkriege. Er war hilflos im Angesicht der Kuba-Krise.

Möglicherweise ist Herrn Fernaus These, daß Große Männer die Träger und Gestalter der Geschichte seien, ebenso falsch, wie die bolschewistische Anschauung, daß diese Rolle allein den Volksmassen zugedacht werden müsse. Die Wahrheit liegt bei einem Zusammenspiel beider Kräfte. An diesem Punkt aber muß festgestellt werden, daß das passive Verhalten eines Volkes ebenso zum Fortgang der Dinge beiträgt, wie seine aktive Einmischung in den Lauf der Dinge – die Richtung allein ändert sich. Nota Bene: Wir reden hier nicht der Herrschaft des Stammtisches das Wort. Kann aber der Stammtisch auf Grund seiner Unkenntnis mit leichter Hand manipuliert werden, so gebiert dieses regelmäßig monströse Auswirkungen. Wer begriff denn historische Zusammenhänge, als deutsche Soldaten gegen den „Erbfeind“ zogen? Nur wenige. Zuwenig!

Viel zu wenige, um den entsetzlichen Zusammenprall der Völker zu verhindern.

Genau hier setzte Herr Fernau an. Seine Kurzweiligkeit, seine kritisierten Witze, seine Art, historische Vorgänge mit alltagsgeläufigen Bildern zu zeichnen, eroberte ihm ein Millionenpublikum. Und plötzlich wußten die Menschen, wer Otto der Große war und was beim Wiener Kongreß schief lief. Sie wußten um die Dynamik des Machtgeschehens zwischen Kaiser und Papst, zwischen Ritter und Bürger, zwischen menschlichen Interessengruppen schlechthin. Nicht bis ins Detail – zugegeben. Aber genug, um neugierig zu werden. Genug, um auf heutige Prozesse rückschließen zu können. Wozu Herrn Fernaus sprechende Bilder geradezu einluden, aufforderten!

Vor allem aber lehrte Herr Fernau, die hergebrachten, die etablierten Geschichtsbilder kritisch zu hinterfragen. Nicht die Geschichte holte er vom Sockel, sondern die Gestalten, die es viele Generationen lang schafften, sich eben diesen Sockel Klions anzumaßen. Darin besteht eine der ganz großen Leistungen dieses Autors.

Adelsallüren sind es, den Plebs der Wissensvermittlung für unwürdig zu erachten. Es ist kein Makel, sich an den Stammtisch zu wenden, wenngleich es uns ebenfalls vor dieser Fraktion graut. Wir ziehen uns Handschuhe über... Aber, den Stammtisch zu interessieren ist Bürgerpflicht! Denn der Stammtisch ist eine Gewalt! Man kann es mit rein pekuniären

Interessen tun, wie die Bild-Zeitung, oder man kann einen aufklärerischen, progressiven Ansatz verfolgen, wie es Herr Fernau tat. Ein weiteres Verdienst Herrn Fernaus besteht unzweifelhaft darin, hinter den großen Vorgängen der Menschheitsgeschichte die kleinen, menschlichen und persönlichen Ambitionen herauszuarbeiten, die so gerne in der offiziellen Geschichtsschreibung verschwiegen werden. Darüber hinaus liefert er gleich noch die Gründe mit, warum solche Vorgänge mit einem irrealen Nimbus versehen werden und warum dieser Nimbus so gerne und so nachhaltig und von so Vielen rezipiert wird.

Dinge unverbrämt darzustellen und heillose Mythen zu zertrümmern, ist auch unser Credo. Unbarmherzig muß der salzige Finger in die blutenden Wunden! Sonst verschleppt man das Übel. Man heilt nichts. Nichts mit schönen Ausreden und gefälligen Lügen, die am Ende nur dazu dienlich sind, die größten Lumpen zu wahren Menschheitsbeglückern zu verklären.

Wer fürchtet Herrn Fernaus populäre Geschichtskritik? Doch nur diejenigen, die nicht das geringste Interesse daran haben können, daß Michel Einblicke in die Dynamik politischer Entscheidungsfindungen gewinnt – und sei es mit noch so banalen Darstellungen. Denn diese Entscheidungsfindungen betreffen ihn: Zahlen soll er und bluten! Und da das niemand gerne tut, muß man es so lange als möglich vor ihm verschleiern, ihm mundgerecht in kleinen, harmlosen Häppchen reichen – oder, wenn alle Stränge reißen, die Tatsachen in einer Form und Sprache offerieren, daß Michel schon beim ersten Anblick dicht macht.

In dieses Spinnengewebe hat Herr Fernau dreingehauen. Ob immer sachlich richtig, vollständig oder mit adäquaten Mitteln – das wollen wir hier nicht diskutieren.

Cpt. Robert F. Scott hat den Südpol auch nicht erreicht. Gravierende Fehler hat er sich zuschulden kommen lassen. Für uns aber ist er eine Persönlichkeit mit Vorbildfunktion, die uns zu unbedingter Dankbarkeit verpflichtet. Und genau so halten wir es mit Joachim Fernau: Denn er ist ein Wegbereiter, eine ehrliche Haut, ein braver Preuße!

---

## Land-Unter für die „Brandenburger Heimatblätter“

J.-F. S. Lemarcou

Der Brandenburger Arbeitskreis für Stadtgeschichte e.V. gibt ein kleines, aber feines Blatt heraus. Zwei, drei mal im Jahr ist es zu haben. Fünfzehn lange Jahre schon können sich interessierte Brandenburger über die Geschichte ihrer Heimatstadt aus berufener Quelle informieren.

Ein ganz wichtiger Beitrag zur Kultur der Dreistadt und zum Selbstverständnis ihrer Bürger wird hier geleistet. Brandenburg ist ohne jeden Zweifel die wichtigste Stadt der Mark. Die kulturhistorischen Veröffentlichungen, auf welche die Brandenburger in den letzten Jahrzehnten zurückgreifen konnten, stehen in ihrem Umfang in keinem Verhältnis zu dieser Bedeutung. Der Arbeitskreis Stadtgeschichte arbeitet mit ungeheurem Engagement daran, eben dieses Manko nach Kräften auszugleichen.

Nun ist es aber so, daß so ein Hefchen just nicht so wohlfeil ist, wie seine geringe Größe es vielleicht vermuten läßt. Da steckt viel Arbeit drin.

\*\* Klio = Muse der Geschichtsschreibung

Möglicherweise lassen sich das Recherchieren und die Niederschrift der Texte noch aus der Kostenrechnung heraushalten. Das ist bei den Autoren oftmals reines Herzblut. Will keiner reich dran werden. Spätestens aber bei Druck und Bindung fangen die Mäuse das Piepsen an! Eine Druckerei kann nicht mal eben zum Spaß fünfhundert Hefte erstellen, mit all den Bögen verschiedenen Papiers, den Tinten, den Maschinen und den Arbeitskräften – alles reineweg um Gotteslohn.

Könnten sie schon – aber nur, wenn sie morgen banquerott zu sein beabsichtigen. Also muß ein Obolus bestimmt werden, mit dem sich die späteren Leser an den Kosten der Lektüre beteiligen. Manche nennen es „Schutzgebühr“, andere sagen schlicht und ergreifend „Endverbraucher-Preis“.

In Zeiten sich täglich verschlechternder Wirtschaftslage bei steigenden Herstellungskosten ist das mit dem Preis so eine Sache: Dreht man an der Preisschraube, so könnte man zwar theoretisch mehr einnehmen, vorausgesetzt, die Zahl der Käufer bleibt dieselbe. Die unerbittlichen Gesetze des Marktes sprechen jedoch eine andere Sprache: Höherer Preis, weniger Kundschaft. Meist viel weniger. Um so viel weniger, daß man am Ende Miese macht. Und da wir schon das Wort „Ende“ herbeizitiert, das ist es dann meistens auch – für das Produkt nämlich. Um genau dieses Produkt, diese Brandenburger Heimatblätter aber wäre es jammerschade. Wem die Brandenburger Geschichte am Herzen liegt, der kann und wird nicht auf diese erstklassige und unterhaltsame Quelle historischen Wissens verzichten wollen.

Einen Ausweg aus diesem Dilemma könnten Mäzene bieten. Die Mittelbrandenburgische Sparkasse beispielsweise hält einen Fonds vor, aus dem heraus sie kulturelle Projekte bisweilen unterstützt. Auch einige andere Betriebe der Heimatstadt heben sich bei Festveranstaltungen gerne werbewirksam mit ihrem Engagement hervor. Alles nach dem Motto: „Tue Gutes und rede darüber!“ Ja genau! So wollen wir's halten. Obschon wir das Pferd von hinten aufzuzäumen gezwungen sind: „Wir reden darüber – Sie tun Gutes!“ Das ist es, worum es uns geht. Helfen Sie, so Sie denn ein heimatverbundener Betrieb, eine Institution oder eine Behörde sind, einem kleinen, aber feinen Blättchen, das Ihnen und Ihrer havelstädtischen Kundschaft eine Brücke zu den Wurzeln bewahrt, zu dem Stolz und dem Bewußtsein ein Brandenburger zu sein – alteingesessen oder zugezogen – völlig wurscht – aber hier zuhause! Helfen Sie, daß dieses Blättchen weiterhin berichten kann und seine Leser findet. Denn hie ist guot Branneborch allewege!

---

## Lotti

Briefwechsel mit dem „Preußenspiegel“

Betr.: Ihr Artikel „Brücke ab heute wieder komplett“ Plaue an der Havel, den 29. März 2006

### Sehr geehrte Damen und Herren!

Es mögen Ihnen Informationen vorliegen, denen zufolge es tatsächlich Leute gibt, welche die Fähre „Lotti“ lieb gewonnen. Wir würden diese Zeitgenossen am ehesten unter den Schaulustigen suchen, die den Pendlern regelmäßig die knapp bemessenen Fahrplätze eng machten und denen, die sich ohne auszustiegen hin- und herschippeln ließen. Wer auf den Pott angewiesen war, wird des Öfteren geflucht haben, daß die Schwarte kracht.

Uns jedenfalls sind viele Pendler bekannt, die dem Kahn keine Träne nachweinen und allmorgendlich beten: „Herr, laß Ostern werden!“ Diesem Stoßgebet schließen wir uns mit Inbrunst an und würden uns für die Zukunft eine etwas neutralere Berichterstattung seitens Ihrer Zeitung wünschen, die weniger dazu angetan ist, das sicherlich in bester Absicht geschriebene Wort als leichtfertigen Hohn auf unsere angespannte Situation aufzufassen.

mit freundlichem Gruß Hübner

Antwort des Preußenspiegels an den Landboten:

### Sehr geehrter Herr Hübner,

es ist keinesweges Hohn gewesen, sondern unsere Beobachtungen. sie sollten auch andere Meinungen zur Lotti akzeptieren, wenngleich wir aus eigener Betroffenheit uns ebenfalls die Zeit heranzuwünschen, dass die Brücke wieder befahrbar ist.

MFG

René Paul-Peters

PreußenSpiegel

Anmerkung der Redaktion beim Abdruck in der Ausgabe des Preußenspiegels:

die Redaktion bleibt bei ihrer Darstellung, daß es viele Plauer und Kirchmöseraner gibt, die gerne mit der „Lotti“ fahren. Hohn und Spott waren nicht beabsichtigt.

---

## Magdeburg ruft nach der Polizei

Don Miquel Barbagrigia

**N**a siehste! Geht doch!

Der Herr mir gegenüber kommt aus Magdeburg. Damit ihm die Fahrt nicht zu lang werde – die am Zugfenster vorbeihuschende märkische Landschaft hat sich in dröges Grau gehüllt, es schneit und der Mensch muß sich schließlich politisch bilden, studiert er ein Tageblatt seiner Heimatstadt. War es der Generalanzeiger, war es die Volksstimme – ich konnte es nicht gut sehen. Was mir aber ins Auge stach, war eine fette Titelüberschrift im Lokalteil. Das ging sinngemäß so: „Bürger rufen nach der Polizei!“ Ich hatte nicht viel Gelegenheit den Artikel eingehend zu studieren. Aber wenn ich mich nicht täusche, dann haben einige dem Blatt assoziierte Herren ein wenig Scheinrandale veranstaltet, um die Zivilcourage der Bürger auf den Prüfstand zu stellen. Und jetzt denken sie mal an: Die Magdeburger Kollegen konnten hochofrenet konstatieren, daß einige Bürger – wieviel entging leider meinem getrübbten Augenlicht – die vermeintlichen Täter ansprachen und eine Absichtserklärung verlauten ließen, die einen Ruf nach der Polizei zum Inhalt hatte.

Grandios! „He, was machen Sie da! Hören sie sofort damit auf! Ich rufe die Polizei!“ Liebe Leser, irre ich mich, oder ist das, was dort marktschreierisch deklamiert wird, nicht die allererste Bürgerpflicht? Ist das nicht das Minimum dessen, was man einem honetten Mitbürger abverlangen kann?

Oder anders gefragt, wie sieht die Normalität aus, wenn ein solches Verhalten eine stolze Schlagzeile wert ist? Würde es Ihnen einen Artikel wert sein, wenn sie auf einem unbelebten Dorfbauer wieder einmal heil über die Straße gekommen sind? Oder ist es nicht eher so, daß Ausnahmefälle eines Berichtes für würdig erachtet werden – je seltener, je sensationeller, desto fetter die Headline? Wird derselbe Text demnächst auf der Titelseite der FAZ prangen? Was ist los? Ist Wegschauen zum Standard geworden?

Es hat den traurigen Anschein. Das Volk der egomanischen Gartenzwerge zieht sich in seine lauschigen Vorstadt-Schneckenhäuschen zurück, so es denn welche besitzt und diese noch nicht zwangsversteigert wurden – und läßt im Übrigen den Lieben Gott einen guten Mann sein. Die Devise ist: Jeder für sich und Gott gegen alle anderen!

Wie oft ist es also vorgekommen, daß alte Damen in aller Öffentlichkeit ihrer Handtasche beraubt wurden, junge Frauen angepöbelt, junge Männer verdroschen, Kinder in der Nachbarschaft zu Tode verwaorlost oder auch „nur“ Schaufenster eingeschmissen wurden? Jener Berliner Polizist aus dem Friedrichshain ist uns noch gut in Erinnerung, der in den Neunzigern in Zivil Zeuge einer Straftat wurde, während er auf der Straße sein Privatauto putzte. Er griff nicht ein, was seine oberste Pflicht als Ordnungshüter war – im Dienst oder nicht im Dienst. Das brachte ihn vor die Schranken eines Berliner Gerichtes. Ein trauriges Exempel von der moralischen Verwaorlostung des Zivilbewußtseins. Da ist uns der gute, alte Spießbürger noch weitaus lieber – denn seine Bezeichnung resultiert aus dem Sachverhalt, daß er bei Not und Gefahr zum Spieß griff, um sich und die Seinen zu schützen. Die Seinen, das waren auch die Nachbarn und die Mitbürger.

Nun aber erhebt ein Volk das Floriansprinzip zur Parole. „Wat jeiht mi dat an!“ „Bloß nicht hinschauen, nicht mit reinziehen lassen!“

Wir nennen das Feigheit vor dem Feind. Das beginnt damit, daß jemand zuschaut, wie ein Halbstarker in der S-Bahn seine Dreckbotten auf dem Sitzpolster parkt, weil er meint er hätte ein gottgegebenes Recht auf seine asoziale Flegelei. Das setzt sich in den hirnschelligen Straßenkämpfen fort, die Auto gegen Auto von minderwertigkeitskomplexegeplagten Familienvätern ausgefochten werden.

Das beginnt, wenn sich gutmeinende Eltern der elterlichen Autorität ihren Kindern gegenüber begeben, gleichsam denen nach einer Grenze brüllenden Rangen diese verweigern. Wenn sie ihnen aus Faulheit, Bequemlichkeit oder schlichtem Unvermögen Verhaltensmuster durchgehen lassen, welche die späteren „Erwachsenen“ dann hemmunglos auf Kosten der Gemeinschaft austoben.

Ein Journalist des Preußischen Landboten hat sich im Jahre 1994 in der S-Bahn hinter dem Baumschulenweg zwischen 4 Möchtegern-Nazis und einen Neger gestellt. Er erklärte den Canaillen, hier sei Preußen und der Neger sei ein Bürger oder ein Gast dieses Landes. Und er werde den Neger, das Bürger- oder eben das Gastrecht seines Landes schützen, koste es was es wolle. Er werde damit um nichts weniger kämpfen als um die Unversehrtheit des Schwarzen und die damit untrennbar verbundene Ehre Preußens. Es gehe also ums Ganze! Daß den Herrschaften das ganz klar sei und auf daß sie wüßten, worauf sie sich mit ihrer sinnlosen Pöbelei einließen. Die vier „Reichskämpen“ zogen vor sich hin murmelnd von dannen. Offensichtlich, weil er sich klar und deutlich artikulierte. Verstehen Sie: „ER“, nicht erst die Polizei. Der Neger bekam keine Dresche, der Mitarbeiter keinen Artikel, die Nazis keins auf den Zünder. Und weil das so ist, sind wir Preußen! Soviel Courage darf man nicht jedem abverlangen, das ist klar. Wir distanzieren uns

auch ausdrücklich von jeglicher Selbstjustiz. In diesem Falle aber war Gefahr im Verzug und somit durch die Gesetzgebung zur Notwehr abgedeckt.

Sich aber auf der Seite des Rechtes zu positionieren, die Polizei zur Hilfe zu rufen, das hat selbstverständlich zu sein. Ein solches Verhalten mit einem Artikel zu würdigen, streicht es als außergewöhnlich heraus – und darin sehe ich die Crux.

Mir grault vor einer Schlagzeile wie der des Magdeburger Tagesorgans. Nicht der guten Absicht wegen, die dahinter steckt. Sie soll motivieren, ermutigen – das erkenne ich an.

Aber daß diese Ermutigung notwendig zu sein scheint – darin sehe ich ein inakzeptables Übel. Darin sehe ich die Krankheit einer kaputten Gesellschaft.

Aufsatz fertig, Laptop zuklappen! Aus. Der Zug fährt in den Haltepunkt Kirchmöser ein. Vor mir erhebt sich das repräsentative Reichsbahngebäude mit seinem Fachwerkschuppen. Seit Jahren ist das Haus verlassen. Es findet sich kein Nutzer. Bis unter die Dachgauben sind die Fensterscheiben sinnlos eingeworfen – desgleichen beim Schuppen. Ein paar Gardinen wehen im eisigen Wind. Die Parterrefenster des Hauptgebäudes sind mit Metallabdeckungen gegen weiteren Bewurf geschützt worden – das Gebäude selbst wurde mit einem festen Zaun gesichert. Hier nach der Polizei zu rufen wäre allerdings sinnlos. Eine Uniform habe ich hier noch nie gesehen.

Und so steht das an sich schmucke, an den Klassizismus angelehnte Gebäude traurig hinter dem Bahnsteig – Zeugnis gebend für die innere Verwaorlostung und Haltlosigkeit einer Gesellschaft. Einer Gesellschaft, die sich inkompetent der Forderung gegenüber erwiesen hat, ihren Nachwuchs im Geiste des Respekts vor der Gesundheit und dem Eigentum des Nächsten zu erziehen.

Es ist – wenn Sie so wollen – eine überdimensionale Unterschrift – steinern gesetzt unter diesen Artikel.

---

## Minister Tiefensees Vorstoß

Don Miquel Barbargria

Herr Tiefensee, wir kennen ihn alle noch als einen wackeren Successor auf Herrn Gördelers Leipziger Oberbürgermeistersessel, versieht nun das Amt des Bundesverkehrsministers.

Schön war' s, wieder von ihm zu hören. Mit einem Paukenschlag avanciert der tapfere Thüringer gegen eine besonders böartige und gefährliche Randgruppe der deutschen Gesellschaft: Die unbeschulbaren Raser, die gemeingefährlichen und egomanischen Dränger machen seit Jahrzehnten einen Sport aus ihren unausgereiften und oftmals pathologisch deformierten Persönlichkeiten. Sie bringen mehr Elend unter deutsche Dächer als einst der Hunnensturm und von tausend Erwischten können keine Zwei einen vernünftigen Grund angeben, was sie mit den paar Minuten beginnen, die sie günstigstenfalls herausgeschunden haben. Was machen sie mit dieser kurzen Zeitspanne, daß sie dafür die Verkrüppelung und Vernichtung von Leben billigend in Kauf nehmen?

Den meisten dieser Leute kommt dieser Gedanke nicht einmal. Sie sind so strukturiert - und basta! Sie wollen sich auf der Straße so durchsetzen, wie sie das täglich im Büro müssen; sie wollen auf sich aufmerksam machen, wo sie sonst kaum wahrgenommen werden; sie spielen in ihren zwei Quadratmetern Blechkabine Dschingis Chan.

Herr Tiefensee langt's, so wie auch dem Rest des nicht gestörten Volkes. Streichelstrafen haben nichts gebracht. Jetzt muß „Butter bei die Fische!“

Wir wollen nicht mehr, daß Mütter und Väter um ihre von Schwachköpfen getöteten Kinder weinen. Wir wollen auch nicht, daß eine einzige alte Frau um ihre geliebte Katze trauert, wenn sie deren toten Körper von der Straße kratzt. Schluß!

Wir attributierten den Herrn Bundesverkehrsminister „wacker“ und „tapfer“. Nicht ohne Grund. Denn Herr Tiefensee zieht einem Drachenkampf entgegen. Die Lobby der Automobilisten gehört zu den mächtigsten Interessenvertretungen in Deutschland. Es ist nicht nur der ADAC – es ist die hierzulande produzierende Autoindustrie, die so manchen Politiker auf ihre Interessen verpflichtet.

Die Doppelverdiener- und Nachfolgebeschäftigungsdebatte erschüttert ja just die politische Landschaft.

Gerade diese Gruppen sperren sich häufig gegen die simple Erkenntnis, daß der vorgetragene Angriff Herrn Tiefensees nicht ihnen und dem normalen Autofahrer gilt, sondern der Randgruppe, die unentwegt die deutschen Straßen tyrannisiert. Sie sehen sehr zu Unrecht in der Attacke einen Generalangriff auf sich im Allgemeinen.

Das ist kontraproduktiv und schlichtweg dumm. Gerade im ureigensten Interesse sollte sich das Gros der Automobilisten von den Durchgeknallten separieren! Tun sie aber nicht. Statt dessen heulen sie wie Waidwund getroffen auf.

Schwer haben sie's, für die Raser und deren Immunität zu argumentieren: zu offenkundig lastet deren Schuld von tausend und abertausend Rollstühlen und Grabkreuzen. Zu amoralisch wäre eine solche Parteinahme. Dennoch, sie formieren sich zum Gegenschlag:

Flugs finden sich geschwätzige Apologeten der motorisierten Verbrecher. Wenn die Dresdner Neuesten Nachrichten am 17. Mai 2006 vortragen, daß doch die Strafen in Frankreich und Belgien weitaus höher lägen, die Verkehrsrowdie-Quote jedoch desgleichen, dann ist das schlichtweg unverantwortlicher Humbug. Wer wird denn Birnen und Äpfel zusammenzählen wollen? Und warum erwähnt man dann nicht im selben Atemzuge die skandinavischen Länder, in denen sogar der rasende Deutsche gesittet reist?!

Wenn das ewige Jammern um den Autofahrer als melkende Kuh der Nation ertönt, wer ist denn in diesem Falle gemeint? Doch nicht die Leute, die sich an das Gesetz halten.

Und die anderen? Wer zum Henker, außer ihr eigener deformierter und psychopathologischer Innerer Schweinehund zwingt sie denn, sich und andere zu gefährden?

Möglich, daß wir die Unverbesserlichen nicht von ihrem Kurs abbringen. Aber betrachten wir es doch einmal anders herum: Früher oder später trifft es einen guten Teil der Hobby-Kamikaze sowieso. Sehen wir dieser Wahrheit

nüchtern und unsentimental ins Auge! Diese Kaputten überschätzen sich in aller Regel und das geht selten auf Dauer gut. Bessern werden wir die Narren nicht. Das dürfte als erwiesen gelten. Also holen wir's uns von ihnen, solange sie's uns noch zu geben vermögen. Sie frönen ihrem unseligen Treiben auf Kosten der Gesellschaft – das legitimiert die Gesellschaft hinlänglich, sich das Ihrige gebührend einzufordern.

Das Geld könnte der Opferversorgung zugute kommen und die Beitragsätze zur Versicherung der Gesitteten senken helfen.

Darum, mögen auch Herr Minister Tiefensees Motive lauterer und bar unseres kalten Zynismus sein, wünschen wir uns: Treten Sie kräftig auf's Pedal, Herr Tiefensee! Ziehen Sie an den kriminellen Egomane links vorbei, drängeln Sie die böse Meute von Deutschlands Straßen! Und machen Sie sich in Ihrem politischen Kampf deren Motto zu eigen: Wer bremst, verliert!

---

## An die „BZ“ - einer „Tageszeitung“ für einfach gestrickte Gemüter aus Berlin:

-Preußischer Landbote-

ISSN 1613-8910

Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Geführt an der

Deutschen Bücherei Leipzig und der

Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main

Chefredakteur B.St.Fjöllfross

Chausseestraße 6

D-14774 Plaue an der Havel

Plaue an der Havel, den 17. Mai 2006

### Sehr geehrte Damen und Herren!

**I**n Ihrer Ausgabe vom Heutigen titeln Sie betreffs der Pläne Herrn Ministers Tiefensee, die Strafen für Verkehrskriminelle drastisch zu erhöhen mit „Abzocke! Abzocke! Abzocke!“

Wer Ihre hauptsächliche Klientel stellt, dürfte hinlänglich bekannt sein. Daß sie sich aber zu einem derart infamen Populismus verleiten lassen, möge der Allmächtige damit ahnden, daß er IHRE Familien, Kinder, Frauen, Männer zu verkrüppelten oder gar getöteten Opfern psychopathologischer Raser, Säufer und Junkies werden läßt, die Automobile und Motorräder zu Waffen umschmieden.

Vielleicht denken Sie dann mal über die Grenzen des moralisch und ethisch Erlaubten im Journalismus nach und gehen in sich. Sie machen sich mitnichten zum Anwalt der kleinen Leute, in dem Sie sich zu Apologeten von seelisch gestörten Verkehrsrowdies profilieren. Den normalen und gesetzeskonformen Automobilisten dürften die Anregungen Herrn Tiefensees ja wohl kaum berühren.

Mit wütendem Gruß

Ihre Kollegen vom Preußischen Landboten

B.St.Fjöllfross

-Chefredakteur-

## Miss Ostdeutschland 2004 oder: Deutschland kaputt!

S. M. Druckepennig

**E**in alter, ziemlich flacher, deutscher Kalauer stellt die Frage, warum die Polen kein 3SAT bekämen. Antwort: Sie kriegen ja nicht mal ein(en) sat(t). Das Wortspiel zwischen der Abkürzung für Satelliten-TV und dem Zustandswort für „nicht hungrig sein“ beherbergt den unsere Nachbarn verhöhrenden Brüller. Ich höre Sie giften: „Hält er uns für so blöde, daß er uns schon eine dermaßen geistlose Pointe sezieren muß?“

Oh, lassen Sie mich fortfahren in meinem traurigen Artikel und Sie werden bald erkennen, warum ich dieser Stelle so viel Aufmerksamkeit widmete.

Wichtige Bestandteile des folgenden Aufsatzes fanden nun schon Erwähnung: Deutschland, Polen und Hunger. Lassen Sie uns sehen, wie wir das zusammenbekommen!

Als Bindeglied wollen wir die jährlich stattfindenden „Miss-Wahlen“, oder „Mißwahlen“ herbeizitieren, die so launig von dem deutschen Sender SAT1 begleitet und kommentiert wurden. Diese Wahlen sollen ähnlich den Hunde-, Katzen-, Rinder-, Brieftauben-, Pferde-, oder Zuchthühnerausstellungen das schönstgeratene, das wohlproportionierteste Fleisch einer Region herausfiltern. Objekt dieser Miss-Wahlen sind Nackte Äffinnen – mitunter verwegen „Frauen“ genannt. Das aber sei an dieser Stelle bezweifelt! Auf den Grund meiner Skepsis werde ich noch zurückkommen – versprochen!

Da staksen sie also, nur mit wenigen Quadratmillimetern Tuch bekleidet über Laufstege und tragen Nummern vor sich her, die sich leider – wie das bei Sträflingen so üblich ist, auf keinerlei Häftlingskleidung aufnähen ließen. Es muß sich bei den Langbeinigen um Sträflinge handeln – denn als sie von Reporterfragen behelligt, das geschminkte Mündchen öffnen und sich verbale Jauche über unsere Ohren zu ergießen beginnt – da wissen wir, Gott hat diese Fleischkonglomerate mit einem völligen Entzug von Geist und Bildung bestraft – für welche Untat können wir nur ahnen – wahrscheinlich für über zwei Jahrzehnte Tagedieberei. Ja, genau, das ist es: Sie stahlen dem lieben Herrgott die Zeit und anderen, wertvolleren Menschen den Platz auf Erden und dafür nahm ihnen der Schöpfer das Kostbarste, dessen ein Mensch sich zu erfreuen vermag: den Verstand. Er läßt sie diesen Mangel nicht einmal vermissen, er verwehrt ihnen den Hunger nach Bildung – das dünkt mich die schwerste aller göttlichen Strafen!

Das Kunstvollste an diesen Gestalten ist das Arrangement von über einem Zentner Stroh, daß die auf Hochglanz polierten Fleischhüllen dieser „Fräuleins“ in durchaus passablen Formen hält.

Da kommt also der besagte Reporter vom Sender Sat1 auf die Kandidatinnen zu und konfrontiert sie an einer Pin-Wand mit einem DIN-A4-Zettel, auf dem man die Umriss Deutschland in den Grenzen von 1991 sieht. Der Hinweis ist wichtig, DDR und BRD haben sich „wiedervereinigt“ – die innerdeutsche Demarkationslinie ist verschwunden – und genau diese Linie sollen die Weibsbilder einzeichnen! Schließlich „kämpfen“ sie ja um den Titel „Miss Ostdeutschland“ und da wäre es von Vorteil zu wissen, wo das Land liegt, das man repräsentieren soll.

Die spätere Titelgewinnerin nimmt den Stift und setzt hoffnungsvoll in der Mecklenburgischen Bucht an, zieht dann aber den Strich schlängelnd und den

Längengrad umtänzelnd, nach Süden und schlägt Regensburg, Hersbruck, Passau und Ingolstadt dem verflochtenen Reiche eines zum ungekrönten König avancierten Neunkirchener Dachdeckers namens Honecker zu. Die katholischen Ostbayern wird's vor diesem vorweggenommenen Fegefeuer gegraust haben. Lauter hatte man die Regensburger Domspatzen sicher nie ihr um Erbarmen flehendes „Kyrie Eleison“ schmetternd hören und die Klingelbeutel werden nach der Mette zum Bersten gefüllt gewesen sein. Herrgott, verschone Deine elende Gemeinde...!

Nach einigen Versuchen dann gelingt es ihr, Franken wieder in die ungeliebte Freiheit des Freistaates Bayern zu entlassen. Katharina T. ist sehr stolz auf ihre Dummheit! Ich ringe mit einem Brechreiz.

Melanie – eine andere Teilnehmerin der Fleischschau – bricht erst einmal mit der althergebrachten, okzidentalischen Konvention der Nordung von Karten und richtet das Reich nach Süden aus. Unseren Großen Kaiser in Palermo wird's freuen. Dann aber kommt's dicke: Entlang der Mainlinie teilt sie das gequälte Vaterland so brutal, wie das nicht einmal Bonaparte fertigbrachte und erklärt den im Norden liegenden Süden zum Osten und den im Süden liegenden Norden zum Westen. Melanie – Deine Eltern müssen Deinen Namen in einer lichten Stunde einer Eingebung folgend gewählt haben: „Melano“ ist altgriechisch und bedeutet: „sich verdunkeln“. Ja, uns wird schwarz vor Augen, so schwarz, wie es in Deinem leeren Hirnkasten aussieht, in den offenbar noch nicht einmal ein verirrtter Lichtstrahl aus dem von Dir so eifrig frequentierten „Nuttentoaster“ gedrungen ist.

Man heißt diese kleine Canaille auch „Miß Altmark“. O braver, askanischer Markgraf Johann, erscheine wieder in Deiner Residenz Stendal und hau der blöden Göre eine runter, weil sie es wagt, Deine Altmark mit Ihrem Auswurf zu besudeln!

Aber nichts ist so schlimm, daß es nicht noch schlimmer kommen könnte: Die zweiundzwanzigjährige Rebecca, die vom Märkischen Oderland erbrochen wurde, schießt den Vogel ab: Auch sie teilt das Reich in der Mitte, dem Breitengrade folgend und erklärt den Bayern – sie, ausgerechnet sie seien der Osten gewesen. Wir befürchten einen kollektiven Selbstmord der katholischen Lederhosen!

Aber nicht nur die Bayern sind in höchster Not: Auch die Polen, unsere tapferen Nachbarn, werden verzweifelt sein! Jede Teilung haben sie überstanden. Jedes Überrennen durch ihre Feinde haben sie überlebt. Über Jahrhunderte sangen sie: „Noch ist Polen nicht verloren...“ Aber jetzt ist es aus! Eine saudumme Göre aus Deutschland namens Rebecca hat den Nachkommen der Piasten und Jagiellonen den definitiven Todesstoß versetzt.

Nachdem sie das Bundesland Brandenburg den Würzburger Bischöfen übergestülpt hatte und die armen Hessen mit der Reichshauptstadt bombardierte, verkleinerte sie das stolze Polen auf die Größe der Freien und Hansestadt Hamburg und siedelte ihr geschundenes „Protectorat“ zwangsweise in die karge Lüneburger Heide um. Polen – ein Truppenübungsplatz – ob Generalgouvernements-Chef Dr. jur. Hans Michael Frank der Prunksüchtige ihr das gedankt hätte...?

Schwach protestierte der Reporter. Das hätte er nicht tun sollen. Denn jetzt liquidierte die stolze Germanin das arme Restpolen völlig, indem sie es mit kühnem Federstrich in der Deutschen Bucht versenkte.

In ihren Kommentaren zu dem grauenvollen Geschehen vermerkten viele Leute, der Trost bestünde in dem alten Spruch: „Dumm f\*\*kt gut! Mag sein, daß Dumm gut f\*\*kt. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß das F\*\*ken letztendlich der Fortpflanzung dient. Wer also diese hirnlosen Weiber bespringt, macht sich eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit schuldig: Der Kerl, der diese Brutstätten des Stumpfsinns besamt, trägt das Böse in die Welt hinaus – das Böse in Gestalt der Allmächtigen Mikrobe der Menschlichen Dummheit. Lieber Hunnenkrieger und Mongolensturm im Lande als so eine Kreatur im Bett!

Bitte, deutscher Gesetzgeber, bitte: erhebe doch endlich die öffentliche Blödheit zum Straftatbestand! Bitte, komm herab, Du lieber Herre Gott und rette uns und die armen Polen! Kyrie Eleison! Amen!

Nachsatz der Chefredakteurs: Man kann nicht davon ausgehen, daß diese jungen Frauen sich - einmal mit ihrer enormen Dummheit konfrontiert, schämen würden. Scham ist eine Gefühlsregung, die sehr eng mit der Gefahr gesellschaftlicher Ächtung, mit der Gefahr des Verachtwerdens zusammenhängt. Diese Gefahr wird von den Miss-Bewerberinnen so sicher nicht wahrgenommen.

Dummheit ist chic in „Barbies‘ World“. Verona Feldbusch hat es vorgemacht. Hirnlosigkeit soll die sexuelle Attraktivität steigern, weil sie die Gefahr weiblich-geistiger und damit allgemeiner Konkurrenz für die potentiellen Besamer mindert. Sie wurde von Frau Feldbusch plakativ zur Schau gestellt, wie der endlos tiefe Busen.

Doch Frau Feldbusch war eine Kluge, die männliche Urängste vor geistvollen Frauen mit unnachahmlichem Geschick zu ihrer Waffe schmiedete. Die dummen Laufstegpüppchen aber sind echt - und das ist fatal! Da ist nichts gespielt.

Die sind dumm, ignorant, hohl. In der Vorbildfunktion dieser Geschöpfe der geistigen Unterwelt liegt eine wahrhafte Zerstörungskraft! Es ist wichtig, Dummheit wieder zu geißeln und zu ächten. Möge dieser Aufsatz Herrn Druckepennig ein wenig dazu beitragen!

B. St. Fjöllfross

#### Antwort auf Leserreaktionen:

Angesprochen auf die harte und brutale Wortwahl des Aufsatzes antworte ich meinen verehrten Lesern wie folgt:

Diese Frauen maßen sich an, in einem Fleischschauwertbewerb zu Repräsentantinnen einer Region ernannt zu werden. Wollen Sie ernsthaft, liebe Leserin, lieber Leser, daß dieser Nachwuchs ein Bild von unserem Ostelbien zeichnet, über das man in der ganzen Welt lacht?

Ein Bild, das die übelsten Klischees vom dummen und kulturfernen Ossi zu bestätigen scheint! Wollen Sie solche Botschafterinnen?

Wenn ja, dann legen Sie den Preußischen Landboten aus der Hand und kaufen Sie sich eine Bildzeitung! Dann nämlich ginge ich Ihnen gegenüber jeglicher vernünftiger Argumentation verlustig. Nein, ich nehme kein Wort zurück und spreche, wie unser Doktor Luther in Worms: „Hier stehe ich und kann nicht anders. Gott helfe mir!“ Amen

Ihr Scholcher M. Druckepennig

## Notizen aus Schilda

- - Finanzminister Steinbrück und der Urlaub
- - Das novellierte Antidiskriminierungsgesetz
- - Grass und Wickert
- - Haftentlassung der Kinder-Doppelmörderin Monika Weimar

Michael L. Hübner

Die Sommerpause scheint vorüber. Die Unsinnigen des Reiches prallen wieder aufeinander und sagen und machen so viele hochbezahlte Blödheiten, daß dem Michel übel werden möchte!

Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß das Reich nicht nur finanziell sondern auch intellektuell am Ende ist, Eos, der Morgenröte liebliche Göttin, brachte es am 18. August 2006 schaudernd an den Tag. Ach hätte sie den frühen Nebel nur über dem Lande gelassen, vielleicht wäre uns dann auch entgangen, daß die unselige Monika Weimar, die Krankenschwester die einst ihre beiden Töchter ermordete, aus der „lebenslangen“ Haft entlassen wurde und sich jetzt wieder frei bewegen darf, wogegen zwei kleine Mädchen für alle Zeiten tot in der Erde liegen.

Doch wenden wir uns dem politischen Tagesgeschehen zu und geben der Hierarchie den Vorzug: Peer Steinbrück möge den Reigen der Torheit auf unserer Bühne beginnen!

Da ist er schon – Applaus für den Bundesfinanzminister, der seinen Senf zur desolaten Lage auf dem Arbeitsmarkt dazutut – die Sauce, die er anrührt ist fürwahr ungenießbar!

Da schlägt er vor, der Deutsche möge doch auf seinen Urlaub verzichten und das eingesparte Geld seinem Rentenfond zuschlagen.

An wen richtet sich diese Adresse? Frau Katzentraum beispielsweise nahm im August 2006 seit drei Jahren den allerersten Urlaub in Form eines verlängerten Wochenendes von Freitag bis Sonntag. Zwei Übernachtungen am Stechlin-See, Kosten € 150,-. Diese Summe können wir nicht einmal vollständig in Anschlag bringen, da auch das Zuhausebleiben seinen Preis, wenn auch in etwas geringerer Höhe gehabt hätte. Man will ja auch zu Hause leben... Rechenaufgabe Mathematik Dritte Klasse: Wieviel wird Herr Steinbrück der Frau Katzentraum wohl für die Einlage von €150,- in drei Jahren (also € 50,- per anno) an Rente auszahlen? Zähle den der Fragestellung zugrundeliegenden IQ hinzu und wenn die Summe kleiner als die Gefriertemperatur Deines Pausenbrottes ist, dann multipliziere den Verdaulichkeitskoeffizienten des geduldigen Papiers mit dem Verdaulichkeitskoeffizienten des Steinbrück'schen Vorschlages und teile das Ergebnis durch das Steinbrück'sche Gehalt. Drücke das Ergebnis als Aussage über den volkswirtschaftlichen Nutzen aus. Wenn Du schlüssig „Null“ oder einen negativen Wert herausbekommst, erhältst Du ein Empfehlungsschreiben zur Versetzung – nein, nicht in die Vierte Klasse, sondern gleich auf einen Referatsposten ins Bundesfinanzministerium!

Und dabei zählt Frau Katzentraum noch zu den wenigen Glücklichen, die in Lohn und Brot stehen. Für die vielen perspektivlosen Arbeitslosen und die Hartz-IVer ist der Vorschlag eine schallende Ohrfeige, eine blasphemische Verhöhnung ihrer oft randständigen Situation.

Nun gut, wir werden sehen, ob Herr Steinbrück mit gutem Beispiel vorangeht oder ob – wie eigentlich üblich in den deutschen Gauen – die messianischen Rezepte von oben nur wieder für die armen Teufel von unten gelten.

Wenn man sich die Sache recht besieht, dann war die Partei, die Herrn Steinbrück auf seine Position gehievt hat, eigentlich mal das Sprachrohr der armen Teufel von unten. Aber wir wissen alle, daß diese Partei Ferdinand Lassalles und Wilhelm Liebknechts schon 1914 eine betagte Dame war, als sie für die Kriegsanleihen stimmte.

Nachdem sie dann noch an Friedrich Ebert und Gustav Noske litt, wurde sie wohl endgültig senil und brabbelt bloß noch krudes Zeug. Von ihren einstigen Idealen muß die SPD wohl zu oft Urlaub genommen haben, so daß ihr Herr Steinbrücks prophetischen Ideen zufolge jeder Rentenanspruch versagt bleibt.

Das ist schade. Denn wer will schon eine verkalkte alte Dame auf Dauer in seinem Hause beherbergen, mit deren Hilfe ein neues, verschärftes Antidiskriminierungsgesetz durchgepaukt wurde.

Das mag in Teilen ganz gut angedacht aber schwerlich durchzusetzen sein. Interessant dabei sind die Passagen, die den Umgang der Geschlechter miteinander regeln sollen. Vorsicht meine Herren, wenn Sie einer Frau nunmehr die Hand geben! Keine Sekunde zu lange, keinen Zoll über das Handgelenk hinaus.

Schauen Sie am besten auf einen neutralen Punkt, zwischen die Wolken oder an die Zimmerdecke, wenn die dazwischen ist. Schauen Sie auf gar keinen Fall auf das aufreizende Dekollete. Selbst dann nicht, wenn die Dame bei Ihnen um eine Anstellung oder eine Beförderung nachsucht und ihre physischen Reize das Vorhaben akzelerieren sollen. Durchkreuzen Sie die finsternen Pläne der Venusfalle, sonst hören Sie in Kürze den schrillen Schrei nach Schmerzensgeld!

Einen ganz unangenehmen Tinitus wird dieser Schrei in Ihren Ohren verursachen, wenn Sie der Dame ein Präsent zu ihrem runden Geburtstag überreichen. Immerhin erinnern Sie dann an das Alter des Opfers. Nunmehr ist eines solche Frechheit auf dem Wege zum Straftatbestand.

Wie sie ihr mit Erreichen des 60. Lebensjahres allerdings vertüteln sollen, daß es nunmehr Zeit ist, zuhause zu bleiben – ja, da läßt sie der Gesetzgeber im Regen stehen.

Nun mal sachte – das tut er nicht zur erbarmungslosen Gänze: Immerhin schraubt die deutsche Legislative das Rentenalter ja stetig hinauf und hilft somit den bedrohlichen Tag mit Zielrichtung Pflaumenpfingsten hinauszuschieben.

Seien Sie also gut beraten und halten sich an diese Gegebenheiten und üben Sie schon mal anlässlich der nächsten anstehenden Wahl bei der alten Dame SPD! Nur ganz kurz die Hand drücken oder am besten gar nicht und auf gar keinen Fall ansehen. Umdrehen und gehen!

Wenn Europa, wenn Deutschland es zuläßt, daß der Golfstrom mit unerträglicher Regelmäßigkeit den ganzen stinkenden Müll auch und gerade aus dem Bereich des täglichen Miteinanders vom Vierten Rom jenseits des Großen Teiches an unsere Küsten spült, dann ist dem Lande wohl nicht mehr zu helfen.

Man stelle sich doch bloß diesen Irrsinn vor: Der Knigge von einst wird nun durch ein rigides Gesetz ersetzt, weil die Gesellschaft sich als unfähig erwiesen hat, den nachwachsenden Generationen ein von Achtung und Respekt vor dem Nächsten getragenes, moralisches Regelwerk mit auf den Weg zu geben, ach was – einzuimpfen!

Das Frauen vor aufdringlichen Anzüglichkeiten geschützt werden müssen, ist völlig klar. Doch wie immer, ist das Gegenteil von „Gut“ nicht „Böse“ sondern „Gutgemeint“. Das Pendel schlägt ins andere Extrem aus und gebiert so viel Unheil wie vordem.

Die Dummheit, die dem Ganzen zugrunde liegt, schreit zum Himmel. Die Menschen, die unter die Räder dieses Wahnsinns geraten, werden das auch tun. Wieviel Frauen überlegen jetzt wohl, wie sie ihre Börse mit Hilfe des Neuen Gesetzes aufbessern können, wieviel männliche Konkurrenz läßt sich nun billig aus dem Wege räumen? Es ist ein Jammer.

Da wir beim Jammern sind. Sie haben die „Affäre Grass“ mitbekommen? Der Nobelpreisträger für Literatur macht in der Augustmitte 2006 öffentlich, daß er als Jugendlicher für ein Vierteljahr zur Waffen-SS gezogen wurde.

Die Hatz beginnt. Und Ulrich Wickert – der große Ulrich Wickert – führt mit dem Dichter im öffentlich-rechtlichen Fernsehen ein Interview, das uns die Tränen in die Augen treibt. Nach der initiierten Demontage Grassens als populäre moralische Instanz verbleibt ja nur noch Herr Wickert in dieser Position – wahrscheinlich getragen von seinem „Buch der Tugenden“.

Nun muß er ran, und wir fragen uns: Wer hat sich da Herrn Wickerts Pelz geborgt? Das war unmöglich der hochintelligente deutsche Topjournalist und analytisch brillierende „Mr Tagesthemen“. Das war nie und nimmer der einfühlsame Meister der guten Fragestellung. Das war das Letzte!

Penetrantes, stumpfsinniges Herumreiten auf völlig idiotischen Konjunktiva: „Hätten Sie nicht schon bei dieser Gelegenheit..., hätten Sie nicht spätestens zu diesem Zeitpunkt..., bla, bla, bla...!“

Gerechter Gott, was das dröge! Ein ausgelutschter, fahl schmeckender Kaugummi, das Ganze. Wenn Günter Grass eine Strafe für seine Jugendsünde meritierte, dann hat er sie mit diesem Interview und der BILD-„Berichterstattung“ mehr als abgebußt. Das war ein Fegefeuer der Dummheit!

Gerechterweise sollte nun jemand Herrn Wickert mit den nämlichen Fragen interviewen: „Mußte das sein, Herr Wickert, daß Sie sich als gestandener und reifer Mann zu einer derartigen Windmühlenstecherei bereit fanden, die mit der völligen Demontage – nein, nicht Grassens – IHRES Denkmals führte? Hätten Sie nicht vorher...?“

Geschehen ist geschehen.

Vielleicht sollten wir auch Herrn Wickert nichts mehr zum Geburtstag schenken. Der Hinweis auf sein Alter und dessen schauerliche Attribute „Hilflosigkeit“ und „progrediente intellektuelle Minderleistung“ ist schon für sich genommen deutlich genug. Kein Grund, diese dramatische Entwicklung mit einem weiteren Wink zu belasten. Wir wünschen der alten Dame SPD und den Herren Steinbrück und Wickert eine gute Besserung und Frau Weimar einen gutgeheizten Höllenkessel für die Ewigkeit!

## Oberbürgermeister Dr. Wilhelm Sievers

Sprechen Schreiben Schweigen

Dr. Kurt Tucholsky

Alle Namen, bis auf die von Oberbürgermeister Dr. Wilhelm Sievers, Gauleiter Hinrich Lohse (Schleswig-Holstein) und NSDAP-Kreisleiter Ferdinand Heppner (Brandenburg an der Havel) und einigen anderen stadtbekannteren Personen und Persönlichkeiten wurden aus datenrechtlichen Erwägungen heraus geändert.

Das Material zu diesem Aufsatz entstammt zum großen Teil der Ermittlungsakte gegen ihn, die im Stadtarchiv zu Brandenburg an der Havel bewahrt wird.

von Herrn B. St. Fjöllfross

Im Kontext eines geschichtswissenschaftlichen Projektes, mit dem sich der Chefredakteur des Preußischen Landboten, Herr B.St.Fjöllfross, zeitweilig befaßte, rückte die Person eines Oberbürgermeisters der alten Dreistadt Brandenburg in den Fokus der Recherchen.

Die Dinge, die dabei ans Tageslicht traten, führten zur Diskussion, ob diesem Manne, der der Gemeinde zwischen 1938 und 1945 vorstand, im Landboten der Platz für einen Aufsatz zuzubilligen sei. Es war ein harter Kampf. Wir entschieden uns für den Artikel. Die Entscheidung fiel während eines Arbeitessens vor dem Hause des ehrenwerten Oberbürgermeisters Simon Karpzow und seiner Frau Anna Limtholtz in der Brandenburger Steinstraße. Diese bedeutendste West-Ost-Achse der Brandenburger Neustadt mündete einst in dem wundervollen und gewichtigen Prospekt des Neustädtischen Rathauses, bevor sie an dem Bauwerk vorbei ihren Weg nach Spandau fortsetzte. Nun verliert sie sich in der Leere des unbebauten Platzes und macht deutlich, wie nachhaltig die geliebte Heimatstadt in den Tagen des letzten Krieges geschändet und verwundet wurde.

Der Oberbürgermeister Dr. Sievers war ein leitender Beamter des Staates und Funktionär der Partei, die diesen furchtbaren Verlust herbeiführte. Als er die Steinstraße, vom Steintorturm kommend, hinunterlief, konnte er sich des Rathauses, das auch sein Dienstsitz war, noch erfreuen. Uns Nachgeborenen aber verwehrte er und seinesgleichen durch verbrecherisches Tun diese Wohltat. Es ist an der Zeit, diesem Manne den Dank abzustatten, der ihm zukommt. Es ist an der Zeit, daß sich ein Brandenburger Blatt, so aufлагenschwach es auch sein mag, dieser Aufgabe annimmt.

Wo ist er geblieben, dieser Oberbürgermeister Dr. Sievers? Liegt er unter den Trümmern seines Amtesitzes, den er nach eigenem Bekunden halten oder „mit fliegenden Fahnen“ untergehen wollte? Nein, er liegt auf dem Kieler Nord-Friedhof, in der Stadt, die ihn nach dem Kriege noch in höchste kommunale Positionen lancierte. Doch dazu später.

Wir haben gelobt, der Verantwortung eines jeden realen Historikers gerecht zu werden und objektiv zu urteilen. Denn jeder Historiker ist immer auch ein Richter vor der Geschichte. Er kann sich dieser schweren Last nicht entziehen, ob er das will oder nicht.

Wer richtet, wer anklagt, ist, wie auch ein Staatsanwalt, verpflichtet, auch und gerade nach entlastenden Tatsachen für den Beschuldigten zu suchen. Wer dies nicht tut, offenbart den Lumpenhund nicht beim Angeklagten, sondern bei sich selbst.

Darum werden wir tunlichst nennen, was zugunsten des OBM Dr. Sievers anzuführen ist. Der Leser möge sein Bild formen.

Um die Person des OBM Dr. Sievers zu beleuchten, ist es notwendig, einen Blick auf die Biographie dieses Mannes zu werfen. Dabei werden wir sogleich einen Punkt berühren, der das Erscheinungsbild des grundverdorbenen Nazis etwas relativieren wird. Wilhelm Sievers wurde am 02. Dezember 1896 als Sohn eines Eisenbahnrangiermeisters in das harte

Leben der werktätigen Bevölkerung des zu spät gekommenen deutschen Kaiserreiches hineingeboren. Er wuchs in einer völkisch und national vergifteten Atmosphäre auf, die der über Jahrhunderte hinweg von allen europäischen Mächten geprügelte Michel ausdünstete, nachdem er im Zuge der gewonnenen Kriege von 1870/71 seine ungeheuren Muskeln anspannte, einen wirtschaftlichen Aufschwung von nie dagewesenem Umfang lostrat und irgendwann feststellte, daß ihm für diesen Gewalttritt zum Ersten die Rohstoffquellen und zum Zweiten die internationalen Absatzmärkte fehlten. Der Haß gegen die Völker, die ihre nationale Einheit und zentrale und damit effiziente Verwaltung gerade auf Kosten Deutschlands etablierten und frühzeitig die Weltwirtschaft untereinander aufteilten, brach sich in hemmungslosem Chauvinismus Bahn, dem die deutsche Jugend schon von frühesten Kindesbeinen an ausgesetzt war. Diese anstehenden Verteilungskämpfe gipfelten dann im Ersten Weltkriege, an dem Sievers seit den ersten Kriegstagen freiwillig teilnahm. Er scheint kein Dummer gewesen zu sein. Rasch avancierte er in der militärischen Hierarchie zum Offizier und war schon zwei Jahre später mit 19 Jahren jüngster Träger des EK I.

Nach dem Kriege nahm er ein Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Kiel, Marburg und Königsberg auf, das er erfolgreich abschloß. 1923 finden wir Sievers schon bei der Rechts- und Steuerberatung beim Kreislandbund Bremervörde. 1928 wurde er dann aufgrund seiner vorgelegten Dissertation zum Doktor promoviert.

So weit so gut.

Am 25. Juli 1925 trat er der NSDAP mit der Mitgliedsnummer 12007 bei und scheint von Anfang an kein bloßer Karrierist gewesen zu sein, da es zu dieser Zeit noch keineswegs erfolgsverheißend war, sich zu den Nazis zu bekennen. Diese Erfahrung stand Sievers noch bevor.

Die Ideen, die diese Partei programmatisch verkündete, zogen den fast Dreißigjährigen magisch an. Zu sehr hatte er Deutschland nach dem verlorenen Weltkriege in tiefstem Elend und größter Demütigung erleben müssen – man kann in ihm einen ehrlichen Idealisten der Anfangsjahre sehen. Seine NSDAP-Mitgliedschaft brachte ihm dann die Kündigung seitens des Kreislandbundes. Die erste ernste Inzisierung auf dem Weg nach oben. Doch Sievers war nicht der Mann der Resignation.

Die Macht und die Attraktivität der nationalsozialistischen Bewegung wuchsen unaufhörlich und so finden wir den Rausgeworfenen schon 1928 als Bürgermeister von Visselhövede in der Lüneburger Heide, 1931 als Bürgermeister von Eckernförde und schließlich nach der Machtübernahme 1933 als Bürgermeister der als schwierig geltenden Grenzstadt Flensburg.

Obwohl von seinen Vorgesetzten mit reichlichen Vorschußlorbeeren bedacht – Sievers trug bereits das Goldene Parteiabzeichen – kam es hier zu den entscheidenden Verwerfungen im Leben des Wilhelm Sievers.

Es ging um Geld, um was auch sonst! Das waren keine parteipolitischen Differenzen, keine Abkehr vom Nationalsozialismus, iih – bewahre! Der kleine kommunale Beamte Sievers legte sich in Berentungsfragen für eine gewisse Beamenschicht, deren Teil ja auch er selbst war, mit einem der mächtigen Regionalfürsten der Nazis, mit Gauleiter Lohse an. Ein bißchen Naivität, ein bißchen Konspiration – der Nackte Affe ist ein politisches Vieh.

Doch Lohse saß zu fest im Sattel, als daß irgendein Subalterner, den Sievers vor den eigenen Karren zu spannen versuchte, darauf ernsthaft eingegangen wäre. Eichen schubst man nur um, wenn sie innerlich morsch und hohl schon

den Geruch der Fäulnis verströmen. Lohse war in Saft und Kraft. Und so verrieten die Parteigenossen den Kameraden Sievers reihenweise, nachdem sie ihm vorher noch auf die Schulter geklopft hatten: „Anerkennung, lieber Sievers, Donnerwetter! Ein aufrechter, kreuzbraver und anständiger Nationalsozialist. So was trifft man selten heutzutage!“ Lohse schlug zurück.

Sievers kämpfte um seine „Ehre“, rief ein Parteigericht an. Lohse grinste und überrollte den kleinen, lausigen Querulanten selbst dort mühelos. Ab da war's erstmal aus.

Sievers wurde mit sofortiger Wirkung von seinem Bürgermeisterposten beurlaubt und verdonnert, auf zwei Jahre kein Parteiamt zu bekleiden. Darüber hinaus nahm man ihm in vorauseilendem Gehorsam das Goldene Parteiabzeichen ab, obwohl das nicht einmal Gegenstand des Spruches des Reichsparteigerichtes gewesen war.

Sievers war gesellschaftlich erledigt. Mit den öffentlichen Ämtern war es zunächst Essig. Auch die freie Industrie wollte den dußligen Putschisten nicht auffangen, der es mit beispielloser Instinktlosigkeit gewagt hatte, den mächtigen Gauleiter Hinrich Lohse herauszufordern.

Als Sievers dann in Berlin noch zugetragen wurde, daß wegen des Zwistes mit Lohse schon eventuell die Gestapo in Kiel auf ihn warte, sondierte der ehemalige Frontsoldat eifrig die Möglichkeiten, sich nach Dänemark abzusetzen. Das Land unter dem Dannebrog aber verweigerte dem Nationalsozialisten die Zuflucht. Wie der potentielle Flüchtling Sievers später über Menschen dachte, die sich aus brenzligen Situationen herauszuretten suchten, wird im Folgenden noch Erwähnung finden.

Ein wenig Erlösung tröpfelte auf den Geschlagenen zu Hitlers Geburtstag 1937, als er der Segnungen einer Amnestie teilhaftig werden durfte. Just zu dieser Zeit sägte man den deutschnationalen und monarchistisch gesinnten Oberbürgermeister Dr. Kreuz zu Brandenburg an der Havel ab, dem man eine NSDAP-Aufnahmewürdigkeit attestierte. Der oberste Posten der alten Chur- und Hauptstadt war vakant – siebzig Bewerbungen liefen ein. Sievers gewann das Rennen.

Und jetzt ging es los. Das gebrannte Kind kam in eine ehemalige rote Hochburg und hatte sich zu bewähren!

Kaum im Amte, ordnete die Parteispitze das fürchterliche Judenpogrom vom 09. November 1938 an, das unter dem elenden und irreführenden Namen „Reichskristallnacht“ in die Geschichte einging. Tags zuvor war der frischgebackene Oberbürgermeister im Range eines SS-Obersturmbannführers in Himmlers Schwarzen Orden aufgenommen worden. Himmler als oberster Polizeichef hatte die Anordnung getroffen, daß hohe Beamte den paramilitärischen Organisationen der Partei beizutreten hätten. Wir haben wenig Anlaß zu befürchten, Sievers hätte sich in der schneidigen Uniform besonders unwohl gefühlt.

Als ihm die Nachricht vom Brande der neustädtischen Synagoge in der Großen Münzenstraße überbracht wurde, eilte er just in dieser Uniform zum Schauplatz. Keine Zeit gehabt, sich umzuziehen?

Nun äußerte er eigenen Nachkriegs-Bekundungen zufolge seinen Unmut über das Geschehen und stellte die ihm untergebenen Polizeikräfte ab, um jüdische Bürger und deren Eigentum in Brandenburg zu schützen. Ja genau! Das paßt auch so wunderbar ins Bild eines auf Bewährung eingesetzten strammen Nazi-Oberbürgermeisters. Ein Report bezüglich derart unarischen Verhaltens an höhere Dienststellen hätte ausgereicht und

dem Meister Sievers hätte keine Amnestie mehr über den Berg geholfen! Die Zeugenaussagen, die allerdings nach dem Kriege von einer nunmehr roten Stadtregierung zusammengesammelt wurden, sagen unisono das Gegenteil aus: Alles ging unter der Aufsicht von Sievers vonstatten, die Polizeibeamten schikanierten die „schutzbefohlenen“ Juden zusätzlich, Kritiker wurden vertrieben. Nun muß man abschwächend darauf hinweisen, daß eben diese Aussagen vor dem Hintergrund einer völlig veränderten politischen Landschaft getroffen wurden. Die Menschen – anpassungsbedürftig wie sie nun mal sind – werden ihre Erinnerungen sehr wohl den Bedürfnissen der neuen Mächtigen angepaßt haben. Zumindest wurden diese Erinnerungen dann auch noch einmal durch das Sieb der roten Vorgaben gefiltert. Auch das darf zu Gunsten Sievers nicht verschwiegen werden.

Dennoch, viele Zeugenaussagen ergeben ein homogenes Bild vom Ablauf der Ereignisse. Stellt man dieses Bild in den Zusammenhang mit den Erfahrungen, die uns über Menschen und ihre Handlungsweisen in gewissen Positionen und unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen vorliegen, dann sind wir geneigt, diesen Zeugenaussagen größere Authentizität beizumessen, als den Sievers'schen „Memoiren“ vor einem westdeutschen Schwurgericht in der Nachkriegszeit. Persönliche Ambitionen und Motivationen sind doch allzusehr gefärbt von den Umständen, in welcher sich der Betreffende behaupten darf oder eben muß!

Aus der Aussage eines in seiner Person für uns sehr ernstzunehmenden und seriösen Charakters, des Dr. Ing. Erbs, der lange Zeit als Stadtbaurat an prominenter Stelle seiner Heimatstadt diente, wetterleuchtet uns ein unangenehmes Streiflicht entgegen, welches das Bild des Intellektuellen Sievers sehr bedenklich eintrübt. Anläßlich einer Sitzung des Stadtrates, in welcher ein Teilabriß der historischen Stadtmauer zur Debatte stand, verwahrte sich Lins entschieden gegen dieses Vorhaben und verwies auf den Denkmalschutz.

Der Gauredner Sievers, dessen Partei soviel vom Ahnenerbe schwafelte, würgte Erbs ab und beendete das Thema mit den Worten: „Wenn Sie nicht in der Lage sind, diese Pissmauer abzureißen, dann werde ich das mit meinen Magistratskollegen machen.“ Wenn diese Worte so fielen, dann offenbart sich hier niedrigste Proletengesinnung. Wurde das schäbige Vorhaben umgesetzt, so hat dieser Stadtbeamte Sievers schon zur Zeit seiner kaum beschränkten Machtausübung die Vernichtung von wertvollstem Städtigentum betrieben, lange bevor er und seine Spießgesellen die alliierten Truppen reizten, das barbarische Werk zu vollenden.

Wir wollen an dieser Stelle nicht alle Taten und Untaten dieses Mannes würdigen. Möglicherweise hat er auch das ein oder andere für die Industriemetropole Brandenburg getan. Möglicherweise hat er auch dem einen oder anderen Mütterchen mal über die Straße geholfen.

Für uns ist er der Oberbürgermeister in Brandenburgs schwärzester Zeit. Er hatte sich die politische Abteilung der Kriminalpolizei unterstellt, die mit vehementem Sadismus gegen Mißliebige und Andersdenkende vorging. Besonders verkommene Kreaturen wie der Kriminalbezirkssekretär Walter Kriesche machten unter ihm Karriere. Kriesche war nach Aussage seines Kollegen von der normalen Kripo und Augenzeugen des Synagogenbrandes, Kriminalinspektor Davidis\*\*\*, vormalig ein kleiner unbedeutender Polizeiwachtmeister, ehe er sich zum von Sievers geschätzten Sadisten und Schläger empor diente.

In diesem Zusammenhang verweisen wir auf das Schicksal der Gynäkologin Frau Dr. med. Lilli Friesicke, die allein ihrer mosaikischen Herkunft wegen verhaftet und zum Abtransport in den Keller des Neustädtischen Rathauses

verschleppt wurde, wo sie sich im Angesicht des sie Erwartenden das Leben nahm. Nicht zu vergessen ist das Zuchthaus Brandenburg, von dessen grauenvollem Innenleben Sievers nichts gewußt haben will. Die Tötungs- und Verwertungsorgien durch die Mordärzte der Landesirrenanstalt Brandenburg/Görden gingen an Sievers' Aufmerksamkeit zur Gänze vorbei. Ganz im Gegenteil bezeichnet er den Oberarzt Dr. Bimler, einen der dynamischen Organisatoren dieses als Euthanasie getarnten Verbrechens in seiner Eigenschaft als Chefarzt des Ausländerkrankenhauses (Ausländer ist hier gleichbedeutend mit Zwangsarbeiter) als vorbildlich. Dabei stellte sich heraus, daß in jenem „Krankenhaus“ hilflose Zwangsarbeiter bestialisch ermordet wurden.

Bimler war denn auch derjenige, der das Auffangen des Blutes der im Zuchthaus Brandenburg guillotinierten Menschen anregte und durchführte, um Blutkonserven zu gewinnen. Dieser unter dem Mantel des Pragmatismus einhergehende, abartige Schweinehund benahm die Opfer der Nazis mit dieser barbarischen Handlungsweise der Menschenverwertung, wie wir sie sonst nur aus Buchenwald oder Auschwitz kennen, ihrer letzten Würde. Das Blut dieser Menschen drängt uns, unsere Stimme zu erheben, für die, die das nicht mehr können.

Um zu einer abschließenden Bewertung des Oberbürgermeisters Sievers zu kommen, werfen wir noch einmal einen Blick auf die letzten Kriegsstunden der Stadt Brandenburg. Der Oberbürgermeister, der sich gegen eine von der Wehrmacht vorgeschlagene Öffnung der Wehrmachts-Nahrungsmitteldepots am Silokanal verwahrte, weil dies einem Eingeständnis einer Kapitulation gleichgekommen wäre, der Oberbürgermeister, der eine Initiative Bürgermeister Engelbergs boykottierte, die Brandenburg zur „Offenen“ – oder Lazarettstadt erklären sollte, um die Stadt vor weiteren Kriegseinwirkungen zu schonen, der Oberbürgermeister, der Tausenden Frauen und Kindern die Evakuierung untersagte, dieser Oberbürgermeister rannte, als die Rote Armee schon die Stadtmitte besetzt hielt, in die Infanteriekaserne und drohte dem Hauptmann Scherer\* und dessen in Auflösung befindlicher Truppe mit dem Tode durch Erschießen wegen Fahnenflucht.

O tapferer Idealist bis zur letzten Stunde! Sehen wir diesen Aufrechten jetzt mit gezogener Pistole den Rotarmisten entgegenstürmen? Sehen wir ihn, wie er den Heldentod sucht und findet? Wir müssen Sie bitter enttäuschen. Seine eigene Familie war wohlversorgt und evakuiert – aller Symbolik eines Eingeständnisses des verlorenen Krieges zum Trotz. Und nachdem Sievers seinen letzten realitätsfernen Mumpitz schwadroniert hatte, machte er sich selbst auf die flüchtigen Socken zur vierzig Kilometer entfernten Elbe.

Wollte er sich als feigen Deserteur seinen eigenen Drohungen zufolge am Ufer der Elbe selbst richten? Vielleicht. Daß dem EK I – Träger der Mumm fehlte, sich selbst zu erschießen – nun gut! Nehmen wir zu seinen Gunsten an, er wollte sich ersäufen und so stürzte er sich in die frühsummerlichen Fluten. Die Elbe wollte so etwas wie ihn auch nicht und spuckte ihn – oh Wunder – am anderen, am amerikanischen Ufer wieder aus. Dort stellte er sich den Alliierten Truppen, von denen nicht zu erwarten war, daß sie ihn postwendend nach Workuta schicken würden. Die Alliierten brachten ihn für einige Zeit in ein Internierungslager und ließen ihm von einem westdeutschen Schwurgericht in Hiddensen/Lippe den Prozeß machen.

Hier nun begann das große Gejammer des Dr. Wilhelm Sievers. Kläglich ist sie zu lesen, die Verteidigungsschrift des früheren Potentaten. Ein berühmtes Max-Liebermann-Zitat schwebt im Raum. Alles, was er zu seiner Verteidigung und Entlastung aufführt, wirkt auf den zweiten Blick madig,

wurmstichig, hohl, wenig substantiell. Hier zählt er auf, wie viele Menschen er vor dem Zugriff der Gestapo bewahrt habe. Diese Antifaschisten entpuppten sich dann als gemeine Fahrradschieber, denen die Gestapo wegen Sabotage auf den Fersen war. Der Mann, der nach eigenem Bekunden die Juden schützte, untersagte einem deutschen Unteroffizier die Eröffnung eines Lebensmittelladens in der Flutstraße mit der Begründung: ...zu große Nähe zum Judentum. Die Schwiegermutter des Unteroffiziers war Jüdin.

Eine Halbjüdin durfte ihren Posten als TheaterkassiererIn eine Zeitlang behalten, nicht weil Sievers so um die Juden besorgt war, sondern weil er sich gegen die NSDAP-Kreisleitung durchzusetzen suchte, die ihm permanent die Macht beschneidete. Er, Sievers, wollte sogar noch linientreuer sein als diese Kreisleitung und regte zu einer Zeit, da er nach eigener Nachkriegsaussage „längst fertig mit Hitler war“, die Verhaftung eines alten SPDlers an, der sich nichts weiter hatte zuschulden kommen lassen. Das wurde selbst dem Kreisleiter Heppner zuviel, der sich diese Maßnahme mit der Bemerkung verbat, 'man solle doch den Mann endlich in Ruhe lassen, der hätte doch gar nichts getan.' Einem verwitweten Antragsteller und Vater eines unmündigen Knaben bewilligte er noch Ende 1944 die Verlängerung einer kleinen Rente bis zum März 1945, weil dann der Bursche volljährig sei und sein Einkommen als „Ostsiedler“ selbst bestreiten könne. Völlig fanatisch, völlig verblendet oder völlig verrückt? Oder alles zusammen?

Die Rechtfertigungsschrift aus der Internierungshaft des Dr. Wilhelm Sievers ist das unwürdige, uns millionenfach entgegenplärende Gewinsel, das so vielen gestürzten Mächtigen immanent ist, wenn sie Farbe bekennen müssen. Göring und Konsorten haben es vor dem Nürnberger Tribunal vorgemacht, Honecker und Konsorten wiederholten das unwürdige Schauspiel, da ist der Oberbürgermeister Dr. Sievers nur ein winziges, ein erbärmliches Rädchen in einem elenden Getriebe.

Wie sie Verantwortung von sich weisen, die früher anderen martialisch jede Last aufzubürden verstanden! Wie sie nicht einmal in der Lage sind, mit dem Begriff Verantwortung etwas anzufangen, da sie sich doch in besseren Tagen vor ihren Mitmenschen pranzend als Verantwortungsträger aufspielten!

Und diese Leute finden bis auf unsere heutigen Tage Apologeten für und für. Warum? Weil sie ihren Familien und Freunden ein anderes Gesicht zeigten als das „Amtliche“? Weil sich diese Familien und Freunde nur an dieses Gesicht erinnern wollen?

Das wäre – menschlich gesehen – nachvollziehbar. Unterstützen können wir solche selbstbetrügerischen Attitüden nicht. Wir sind Preußen. Wir beurteilen ohne Ansehen der Person – glasklar, nüchtern und nach Sachlage! Verurteilt wurde er zu 13 Monaten Haft wegen Mitgliedschaft in verbrecherischen Organisationen wie SS und SD. Bei Prozeßende war er ein freier Mann – die Zeit der Internierung wurde angerechnet.

Der Stadtschänder Sievers – nun begann seine zweite Karriere. Eine Rechtsanwaltskanzlei in Kiel gibt ihm Lohn und Brot. 1951 ist er schon juristischer Berater des Landesverbandes der Inneren Mission zu Kiel, ab 1949 besitzt er bereits das Parteibuch der CDU. 1952 ist er schon Vorsitzender der CDU in Kiel, 1951 wird er in der Ostseestadt an der Förde als Ratsherr vermerkt und 1955 ist er gar Stadtpräsident.

1959 tritt er vergnügt aus der CDU aus und legt seine Ämter nieder, weil man ihn bei einer anstehenden Neuwahl auf hintere Listenplätze verwiesen hat. Das Leben meinte es halt nicht gut mit ihm, dem Dr. Wilhelm Sievers. Wir wollen trotzdem fair mit ihm umgehen, bis zur letzten Zeile. Am 01.

Juli 1966 ist die irdische Existenz des Dr. Wilhelm Sievers beendet. Ein Zeitzeuge, der Gerichtsmediziner Dr. med. Meyers““ jedenfalls schloß eine Stellungnahme zur Person des ehemaligen Stadtoberhauptes mit den Worten: Sievers möge sich vor Gott seiner Taten verantworten!

Um uns diesem Stoßgebet anzuschließen, fehlt uns leider der Trost des Glaubens. Es fehlt uns auch der Glaube, daß die Nachgeborenen je aus den Fehlern der Vergangenheit lernen werden. Sie färben ihre Uniformen, Kleidungsstücke und Parteiabzeichen – aber sie bleiben ewig dieselben! Höhere, gesellschaftsübergreifende Ziele bleiben wenigen Phantasten und Idealisten vorbehalten, bei denen man sich vorsehen muß, ob sie ihren Idealismus nicht einst zur scharfen Waffe schmieden.

Dr. Sievers kann von uns keinen Freispruch erwarten. Sein Gedächtnis möge in Brandenburg nicht getilgt werden. Es bleibe erhalten zur Mahnung und Warnung der Nachgeborenen. Auch wenn das wenig nutzen wird.

---

## Offener Brief an den Vorsitzenden des Brandenburger Vereins „Die Altstädter e.V.“

Am 05. Juni gab der Vorsitzende des Brandenburger Vereins „Die Altstädter“, Günther Strehlau, dem Sender RBB anläßlich des vom Verein organisierten Altstadtfestes ein Kurzinterview, in dessen Verlauf er die These aufstellte, die Askanier hätten im Jahre 1157 die Brandenburg von den Slawen befreit.

Der Landbote interveniert wie folgt:

Plaue an der Havel, Berlin Charlottenburg, den 05. Juni 2006

### Sehr geehrter Herr Strehlau!

Gegen Ihre Aussage, die Askanier hätten die Brandenburg 1157 von den Slawen „befreit“, legen wir hiermit schärfsten Protest ein!

Die slawische Bevölkerung ist als Opfer der von der Christianisierung begleiteten und geförderten Ostexpansion zu betrachten. Die slawischen Stämme waren seit der Völkerwanderung die Haimatansässigen dieses Landstriches und es grenzt an Chauvinismus, den waffentechnisch überlegenen Usurpatoren und Landräubern den Status von „Befreiern“ zuzuerkennen. Die Leute, die seinerzeit Prof. Tschirch seiner objektiven Geschichtsschreibung wegen angriffen, würden Ihnen heute zujubeln. Wir bitten Sie zu bedenken, ob sie ernsthaft auf diesen Beifall abzielen.

Bis in das letzte Jahrhundert hinein sind die Reste der slawischen Bevölkerung von den Siegern der Geschichte auf ihrer eigenen Scholle behandelt worden wie der letzte Dreck. Sie waren Menschen zweiter Klasse. Leider müssen wir anhand dieses traurigen Anlasses feststellen, daß ebendiese Sieger der Geschichte, die sächsischen, deutschen, flämischen - eben „christlichen“ Sieger propagandistisch ganze Arbeit geleistet haben. Anderenfalls wäre eine solch schlimme verbale Entgleisung nicht vorstellbar.

---

\*\*\* Alle Namen, bis auf die von Oberbürgermeister Dr. Wilhelm Sievers, Gauleiter Hinrich Lohse (Schleswig-Holstein) und NSDAP-Kreisleiter Ferdinand Heppner (Brandenburg an der Havel) und einigen anderen stadtbekanntesten Personen und Persönlichkeiten wurden aus datenrechtlichen Erwägungen heraus geändert.

Indem wir Sie bitten, Ihre Aussage am historischen Kontext noch einmal zu überprüfen,

verbleiben wir

i. A. K. K. Bajun

Der Preußische Landbote

---

## Sigma – ein Idee, wie man Geld macht

S. M. Druckepennig

Die Zeiten werden zusehends härter, die Geldkatzen dünner, man muß sehen, wo man bleibt! Das wissen wir alle. Wie also in solchen Fällen den Leuten für beinahe dasselbe Produkt fast doppelt soviel Geld aus der Tasche locken? Ein gordischer Knoten, so scheint es.

Die Firma Sigma Fahrradcomputer hat ihn aufgelöst, ohne ihn, wie weiland Alexander der Große, erst mit dem Schwerte zerhauen zu müssen. Genial! Und jetzt sind Sie neugierig, wie das geht, was? Der Landbote wäre nicht der Landbote, wenn wir Sie auf dem Trockenen sitzen ließen. Also aufgemerkt! Es ist gar nicht so schwer:

Der Kollege Bajun besitzt ein Sportrad und zwei Rennräder. Seit jeher bekommt er seinen Inneren Schweinehund, welcher ihm permanent zur Bewegungsträgheit rät, nur mit Hilfe eines Fahrradrechners (früher sagte man einfach „Drahteseltachometer“) in den Griff. Die gefahrenen Kilometer lassen seine Russenbrust stolz anschwellen, die Zeitfunktionen spornen ihn zu stetem Training an.

Ohne den Tacho besteigt er seine Velozipede nie! Und der Herr stellvertretende Chefredakteur schwört seit vielen Jahren auf die Tachobude „Sigma“. „Feine Geräte sind das“, pflegt er zu sagen, „teuer aber zuverlässig, von großem Funktionsumfang, dabei leicht zu bedienen und von ausgezeichneter Qualität.“ So fing er also mit einem Sigma 800 an, tauschte dies später gegen ein 1200er. Selbst der Frau Lektorin Katzentraum schenkte er ein solches Sigma 1200, so begeistert war er von dem Gerät. Dabei legte man schon damals für diesen Bordcomputer locker 40 DM auf den Tisch.

Doch was machte das schon? Der Clou war, daß Herr Bajun seinen Straßenesel auf dem Modus „I“ laufen lassen konnte und seine beiden Rennesel über den Modus „II“. Das war insofern wichtig, weil das Sportrad weitaus größere Raddurchmesser besaß als die Rennräder mit ihren „Trennscheiben“. Ein nicht umschaltbares Gerät hätte also beim Wechsel vom einen auf den anderen Fahrradtyp ganz verfälschte

Werte angezeigt. Man brauchte nur einen Kugelschreiber dabei zu haben, piekste beim Wechsel von „I“ auf „II“ auf der Rückseite des abnehmbaren Computers in eine kleine, gummierte Vertiefung – und fertig war die Laube! Der Betriebsmodus war umgeschaltet.

Die Fahrradtour konnte beginnen. Nach einigen Jahren aber begab es sich, daß Herrn Bajuns Sigma 1200 während eines ekligen Nieselregens Wasser zog und seither kaum noch zu gebrauchen war. Na ja, ärgerlich, aber nicht zu ändern. Muß man halt ein neues Gerät kaufen. 1200er gab's nicht mehr. Schade!

Die nächst größere Klasse, aber immerhin vergleichbar und mit einigen, diesmal wirklich überflüssigen Mehrfunktionen ausgestattet, war das 1606L. Der Preis pendelte wiederum um die 20 Euro. Herr Bajun schluckte – und kaufte den Tacho. Eine der Verbesserungen, so machte es zunächst den Eindruck, bestand darin, daß man offensichtlich auf den obligaten Kugelschreiber zum Umschalten verzichten konnte. Statt vorher zwei, besaß das gute Stück nun vier Tasten zum Einstellen. Mann konnte per Tastendruck die römische „II“ aufs Display zaubern.

„Zu irgendwas Nützlichem muß der technische Fortschritt ja mal führen“, so dachte der Russe. Groß aber war seine Verwunderung, als er ein Rennrad aufsattelte und mit dem Modus „II“ losfahren wollte: Mit dem ersten Kontakt des Speichensors schaltete das Gerät auf „I“ zurück und fuhr mit den Werten des Straßenrades. Herr Bajun war verblüfft und dachte zunächst an einen technischen Defekt. Selbst der Radhändler wußte nicht viel mehr darüber zu sagen und rief den technischen Dienst der Firma Sigma an. Und die lüftete ihr Geheimnis:

Statt zwei Kontakten auf der Rückseite des 1200ers besaß das 1606L nun derer fünf. Wollte man es auf einem zweiten Rad betreiben, so war der Kauf eines zusätzlichen, speziellen Sensorschuhs erforderlich, in welchen das Gerät während der Fahrt eingeklickt wird. Dieser Sensorschuh kostete hinwiederum weitere stolze € 10,-, also, nota bene: Die Hälfte des Anschaffungspreises des Fahrradcomputers. Herr Bajun saß bereits auf dem Leim. Da kam er nicht mehr raus. Das Gerät selbst war fehlerfrei, eine Rückgabe unmöglich.

Wollte er also mit seinen beiden Rennrädern weiterradeln, so mußte er wohl oder übel zwei zusätzliche Steckschuhe für den „II“-er-Modus dazukaufen. Summa summarum € 20,- plus den Anschaffungspreis des Basisteils € 20,-: Da war er schon bei € 40,-. Jetzt begann er zu kochen. Aber, aber! Herr Bajun! Wer wird denn gleich...? Dafür braucht's doch den Kugelschreiber nicht mehr. Der Fahrradcomputer erkennt nunmehr selbstständig, ob er im „I“-er- oder im „II“-er-Betrieb laufen soll. Viel Arbeit gespart! Hurra! Und die Firma Sigma ist glücklich.

Bilanzieren wir noch einmal: Früher: ein Gerät zu € 20,- und ein billiger Kugelschreiber zu ein paar Cent (zur Not tat's auch ein Nagel oder ein Bleistift). Heute: fast dasselbe Gerät zu € 20,- und noch mal € 20,- drauf, macht nach Adam Riese: € 40,-! Im Gegenzug wurde das Mitführen eines Kugelschreibers entbehrlich, was aber nur bei denen Analphabeten merklichen Effekt machen dürfte.

Ein Journalist ohne Kugelschreiber – undenkbar! Also Einsparung: Null Sie müssen nicht glauben, daß man vor dem Kauf des Sigma 1606L irgendwie auf diesen Umstand hingewiesen hätte. Selbst der Fahrradhändler „Radhaus“ in der Berliner Franklinstraße war ahnungslos, obwohl er den „II“-er-Sensorschuh im Sortiment führte, wie sich später herausstellte.

Und nun wissen Sie, wie's geht. Tauschen Sie die Variablen in der Gleichung Ihren Bedingungen entsprechend aus und werfen Sie sie an, die Gelddruckmaschine! Warum wir das nicht tun, fragen Sie? Weil wir Preußen sind! Wir wollen reell bleiben, das ist unsere Ehre! Diese Auffassung ist unser Credo und daher weder verkäuflich noch verhandelbar. Das unterscheidet uns von der ansonsten von uns sehr geschätzten Firma Sigma. Wir bedauern diese harte Kritik von Herzen, sehen es aber als unsere unbedingte Pflicht, unsere verehrte Leserschaft vor unseren bitteren Erfahrungen zu schützen. Sie sollen etwas davon haben, wenn Sie den Preußischen Landboten lesen!

## SMS

Schleher M. Druckepennig

Mir gegenüber im Zugabteil sitzt eine junge Dame und simst! Moment mal, was macht sie? (Übrigens – das fragt mich mein Rechner auch gerade und streicht das Wort rot an...)

Na, sie simst halt! Ihr knöchriger kleiner Daumen flitzt über die Tastatur ihres Mobiltelefons, in ihren Kreisen auch „Handy“ genannt. Es wird eine Nachricht an einen anderen Funktelefonbesitzer erstellt und dann versandt. Eben diese Nachricht nennt man SMS. Allgemeinposten, was? Tja, so allgemein, daß es schon niemand mehr für nötig hält darüber nachzudenken, was da für merkwürdige Neuschöpfungen Einzug in das große Gebäude der deutschen Sprache halten.

Sehen wir mal was eine SMS ist. Bezüglich der Übersetzung wird es bei den meisten Handy-Usern schon hapern. Es ist eine Nachricht, die vom Mobilfunkbetreiber-Dienst „Short-Message-Service“ übermittelt wird. Wir haben es also mit einem Kurz-Mitteilungs-Dienst zu tun, könnten das Ganze auch KMD nennen. Tun wir aber nicht. Wir haben ja so sehr mit unserer hirnschelligen Anglomanie zu kämpfen, daß da regelmäßige tiefe Fronteinbrüche nicht ausbleiben. Nun gut, diese Abkürzung hat sich mit Erfolg in die Gruppe der deutschen Hauptwörter hineingeschummelt und wird seither mit den Artikeln „die“ oder „eine“ geadelt. God save the German Sovereign! Sowenig aber ein wahrer Rittersmann kein wahrer Rittersmann ist, so ihm kein männiglich Schwert von der gewappneten Seite baumelt, so schamvoll muß sich auch ein Substantivum verstecken, wenn es nicht mindestens ein Zeitwort im Schlepptau hat. Ein Verb muß her. Gebt mir ein Verb! Eine anständige Sprache für ein Verb! Was machen wir, wenn wir eine SMS versenden? Schauen wir zu, was wir aus den drei englischen Buchstaben basteln können. Hm!

Zunächst einmal müssen wir die Leeräume zwischen den Konsonanten mit Vokalen füllen. Alles andere sieht zu blöd aus. Oder? Nun, die alten Hebräer verzichteten großzügig auf Vokale und konnten trotzdem prima lesen. Aber das waren eben auch kluge Köpfe und keine dußligen Nachäffer. Deswegen haben sie trotz brutalster Verfolgung durch die Jahrtausende heute noch eine Identität. Die Unsrige ist dagegen schon lange über den Jordan. Und also brauchen wir stramme Nationalsozialisten, damit uns einer daran erinnert, wer wir sind... Was soll's! Zurück zu unserer Verbensuche! Die Vokale, wo sind die Vokale?

Wir Deutschen haben fünf an der Zahl, beinahe achte. Die letzten drei sind zusammengesetzte Selbst- oder Umlaute: A,E,I,O,U und Ä, Ö, Ü.

Die Position des letzten Vokals in unserem zu kreierenden Zeitwort ist eigentlich festgelegt: Ein „e“ muß es sein, denn deutsche Verben enden für gewöhnlich auf „e“.

Wunderbar! Das macht uns die Sache schon einfacher: Zwischen „m“ und dem zweiten „s“ brauchen wir keinen Vokal – die „Amsel“ kommt auch ohne einen solchen aus, und wer da meint, der sprachfaule Michel erwärmte sich für lange Worte, der kennt ihn schlecht!

Besetzen wir die Stelle zwischen dem Eingangs-„s“ und dem „m“: Da hätten wir „samsen“, „samsen“, „simsen“, „somsen“, „sumsen“, „sämsen“, „sömsen“ und „sümsen“. Letztere drei fallen sofort aus. Kämen wir auf die Idee, Umlaute zu verwenden, würde selbst dem dümmsten „Handyisten“ ein Seifensieder über die Sinnlosigkeit aufgehen, die dem Ganzen zugrunde liegt. Das muß verhindert werden. Keine Macht dem Verstand!

Was bleibt? „Samsen“. Na ja. Die deutsche Filmindustrie erschuf ein „Sams“. Genauso dußlig, aber eben schon belegt. Wir würden mit „samsen“ etwas assoziieren, was ein „Sams“ treibt. Was treibt ein „Sams“?

„Samsen“? Klingt gewöhnungsbedürftig. Aber an was mußten wir uns nicht alles schon gewöhnen? Doch halt! In der phonetischen Nähe liegt eventuell „sähen“, oder „mähen“. Vorsicht! Das hat etwas mit schaffender Arbeit zu tun. Puh! Bloß weg. Nee, so was will der Michel nicht.

Gehen wir mal von hinten ran: „Sumsen“. Das machen die Bienen, wenn sie nicht gerade summen oder Honig sammeln. Hat auch etwas mit Vernunft und Fleiß zu tun und beim SMS-versenden geht es nun mal selten mit solchen Dingen zu.

Lehnen wir ab. „Somsen“ klingt irgendwie blöd – also passend. Aus irgendwelchen Gründen hat sich der doofe Michel nun aber für „simsen“ entschieden. Wahrscheinlich weil das „m“ „em“ gesprochen wird und „i“ am „e“ nun mal am nächsten dran ist. „Samsen“ ging nicht, wissen wir schon.

So, das war eine schwere Geburt. Aber wir werden mit einem neuen Schwarzen Loch am Sternenhimmel der deutschen Sprache belohnt – dem „Simsen“. Ich simse, du simst, er/ sie/ es simst, wir simsens, ihr simst, sie simsens. Simste, habe gesimst, werde simsens, werde gesimst haben, hatte gesimst, habe gesimst gehabt, hatte gesimst gehabt, hatte gesimst getun gemacht gehabt. Das ist die Hölle der Germanisten. Wer hier eintritt, der laß alle Hoffnung fahren!

Da gibt es ja noch einige, die behaupten, das Simsens brächte die legasthenische Jugend der Tugend des Schreibens wieder näher. Ach, die heillosen Narren! Glauben sie wirklich, daß die Tippelei aus Stotterern Lyriker macht?

Nein, das Gestammel setzt sich unter krudesten grammatischen und orthographischen Verrenkungen auf den Handydisplays fort. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.

Und meine zarte, überschminkte Gegenüber? Sie hatte gesimst gehabt, daß es rauchte. Die Landschaft flog am fahrenden Zuge vorüber. Sie bekam es nicht mit. Der See glitzerte und warf das zarte Blau des Himmels zurück. Sie merkte nichts davon.

Eine altrosa Kuh in hellblauem Tüllkleidchen drehte auf einer einsamen Eisscholle auf Schlittschuhen die zierlichsten Pirouetten – die simsende Maid war blind für diese Sensation. Traurig fuhr der Zug in den Bahnhof – die E-Lok schnaufte enttäuscht.

Die buntgetünchte Jungfer simste noch immer. Die doofe Jenny mußte nun mal wissen, was sie für eine blöde Tusse ist, der süße Randy sollte um 17:00 Uhr vor dem Kino stehen, ihre Schwester soll noch an den Lipgloss und die Gummifuffziger denken.

Eine Zeit lang überlegte die Bahnhofslaterne noch ob sie ausweichen sollte. Sie entschied sich fürs Stehenbleiben. Es gab ein dumpfes „Klong“, als die Simsebraut mit dem gußeisernen Kandelaber kollidierte. Ihre Augen hatten etwas zulange auf dem Display ihres Handys geruht.

Ich weiß nicht, was sie dachte, als die Sterne um ihr blondiertes Haupt rotierten. Aber ich bin mir sicher, daß sich ihr degeneriertes Hirn nicht im Mindesten mit der etymologischen Herkunft des Wortes „Simsens“ befaßte. Ihr Fluch jedenfalls ließ diesen Schluß nicht zu.

## Verbale Heckenschützen in märkischen Blättern

Michael L. Hübner

Der Preußenspiegel veröffentlichte in seiner Ausgabe 63 eine Leserschrift, die sich mit dem Ansinnen der Brandenburger Oberbürgermeisterin Dr. D. Tiemann auseinandersetzte, eine teure Amtskette zu erwerben. Der Autor der Zuschrift wurde namentlich nicht genannt.

Daraufhin entschloß sich der Preußische Landbote zu folgender Reaktion:

Preußenspiegel

-Redaktion-

Paue an der Havel, den 07. August 2006

Betrifft: Zuschrift „Gedanken zur Amtskette“ in der Ausgabe 63 vom So., dem 06.08.2006, S.2

### Sehr geehrte Damen und Herren!

Die Zuschrift war gut, der Text spitz und bissig, die Argumente stichhaltig. Diese Zuschrift berührte einige Punkte, denen zuzustimmen nicht schwer fällt. Und doch... Mit der letzten Zeile wurde der ganze Inhalt wertlos. Da ist zu lesen: „Name der Red. bekannt“. Aus! Das war's! Eine funktionierende Demokratie und unser Land Preußen haben unter anderem die Gemeinsamkeit, daß politische Gegner oder Streiter in der Sache fair miteinander umgehen. Und das bedeutet: Man kämpft mit offenem Visier oder man soll gar nicht erst in den Ring steigen. Die Meinung von verbalen Heckenschützen, sei sie noch so brillant vorgetragen, ist keine Publikation wert. Ganz im Gegenteil. Die Veröffentlichung in einem demokratischen Prinzipien verpflichteten Medium verbietet sich nachgerade, weil mit einer anonymen Attacke genau diesen Prinzipien das Wasser abgegraben wird. Was ist das für eine Demokratie, in der sich eine konstruktive Meinung scheut, ihre Quelle preiszugeben! Das ist Guerilla-Taktik und Dschungelkrieg. Wenn wir mit unserer Oberbürgermeisterin in der Sache auch über Kreuz liegen, hier gebietet die Pflicht, sich ritterlich vor sie zu stellen. Uns ist klar, daß wir vom Idealbild eines demokratischen Gemeinwesens Lichtjahre entfernt sind und – wie ehemals – ein freies Wort schlimmstenfalls den Job und die Zukunft kosten kann. Aber entweder man hat den Schneid und nimmt die Konsequenzen in Kauf – oder man hält sich eben zurück. Eine Demokratie braucht beherzte Bürger. Nur Diktatoren haben Interesse an anonymen Berichteschreibern.

Michael L. Hübner, Preußischer Landbote-

## Von Brandenburg nach Guantanamo

Zu einem Vortrag Dr. Hans-Georg Kohnkes vor dem Brandenburger Verein für Stadtgeschichte

B. St. Fjollfross

„Die Welt ist ein Dorf...!“ Kaum gesagt, sehe ich Sie mit den Augen rollen: „Was er nur wieder will? Was kommt jetzt? Eine Vorlesung über das Informationszeitalter und dessen Parole vom „globalen Dorf“? Nein, es ist viel spannender: Es geht um die Verquickung einer relativ unbedeutenden Stadt in die ganz große Weltpolitik. Wie das? Nun, ich kann

Ihnen versprechen – auf wundersamen Pfaden. Doch beginnen wir – wie es sich gehört – am Anfang: Am 15. März 2006 hielt der Chef des Brandenburger Museum, Herr Dr. Hans-Georg Kohnke auf Einladung des Brandenburger Vereins für Stadtgeschichte einen Vortrag zur Geschichte der sogenannten „Operation Pastorius“. Dazu müssen Sie wissen, daß die Stadt Brandenburg, traditionelle Garnisonsstadt, im Zweiten Weltkrieg auch eine Sondereinheit beherbergte, die unter dem Namen „Division Brandenburg“ oder auch „Die Brandenburger“ in die Militärgeschichte einging. Diese Truppe unterstand nicht der Wehrmacht, sondern der Abwehr des Admirals Canaris. Ihre Hauptaufgabe bestand in der Durchführung von Diversionsakten hinter den feindlichen Linien. Da sollten Brücken, Fabriken, Transportwege gesprengt und mit allerlei anderem Terror dem Feinde das Leben schwer gemacht werden. Dazu wurde Männer rekrutiert und ausgebildet, die meist einen entsprechenden ethnischen Hintergrund vorweisen konnten – die man also bedenkenlos in eine feindliche Uniform stecken konnte, ohne befürchten zu müssen, daß sie bei nächster Gelegenheit im Feindesland auffielen. Eine dieser Truppen war die sogenannte „z.b.V. 800“, wobei „z.b.V.“ für „zur besonderen Verwendung“ steht. Was es mit der 800 auf sich hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht das Krönungsjahr Karls des Großen, oder die Kubikzahl des Truppenmotorrades. Keine Ahnung. Es ist nicht mal gewiß, ob es auch eine „799“ oder eine „801“ gab. Möglicherweise hatten die Nazis einfach nur einen infantilen Gefallen an dieser Zahl.

Diese „800er“ aber waren ein merkwürdiger Haufen. Die deutsche Abwehr stellte diese Truppe aus jungen Männern zusammen, die aus ihrem krisengeschüttelten Heimatland U.S.A. ins aufbrechende Tausendjährige Reich getürmt waren. Da sich dieses gerade im Kriege mit dem Rest der Welt befand, sich mithin auch die Vereinigten Staaten von Amerika zum Feind gemacht hatte – beschloß man in der Reichsführung, den Amis auf dem eigenen Grund und Boden ein paar Hammerschläge reinzuwürgen. Ein finsterer Traum, der erst neunundfünfzig Jahre später von Osamas irrer Kamikazetruppe umgesetzt wurde...

Wie dem auch sei: Die in Amerika aufgewachsenen Burschen gaben das ideal scheinende Menschenmaterial für die auf den Namen „Pastorius“ getaufte Operation.

Auf die geplanten Sabotageakte wurde das Höllenfahrtskommando in einem vierzehntägigen Crashkurs auf dem Quenzgut zu Brandenburg an der Havel ausgebildet und dann mit U-Boten an die amerikanische Ostküste übersetzt. Am 13. Juno 1942 kamen die Diversanten in ihrer Heimat an, buchstäblich wie die Diebe in der Nacht.

Folgte man den Ausführungen Dr. Kohnkes, so standen Einem trotz mangelnder Sympathie für die Sache der Nazis die Haare zu Berge: Was da an Dilettantismus und absoluter Unprofessionalität geboten wurde, ist für jeden Anhänger des Mythos vom deutschen Perfektionismus schier unfassbar. Schon früher fiel der Haufe durch undiszipliniertes Verhalten auf. Sie sofften, spielten und krakeelten sich durch die Gegend. Die sonst so brillanten Menschenkenner bei der Abwehr erkoren einen persönlichkeitsgestörten, labilen und äußerst unzuverlässigen Hampelmann zum Quarterback der Mannschaft.

Der Rest der Truppe war auch nicht viel besser. Anscheinend faßten diese den Windeln kaum entwachsenen Knaben das Ganze als eine Art Abenteuerspielchen für Auserwählte auf, bei denen nichts als Ruhm und Ehre zu gewinnen war. Blöderweise betraten sie auch noch in Zivil das amerikanische Festland, womit sie sich der Möglichkeit begaben, als PWs (Prisoners of War = Kriegsgefangene) ein Recht auf körperliche Unversehrtheit im Sinne der Genfer Konventionen zu reklamieren. Nachdem

sie wie eine dumme Jungenbande dem FBI in die Hände liefen, wurde jene körperliche Unversehrtheit auf dem Elektrischen Stuhl nachhaltig zerstört. Nur zwei kamen mit dem Leben davon – ausgerechnet die beiden „Köpfe“ der Truppe. Denn diese verrieten alles an den Feind, bevor es noch richtig losgegangen war.

Und so bekam jeder zum Abschluß noch eine Gelegenheit: Adolf Hitler auf seinem Teppich herumzubeißen, Canaris ein paar Juden mit unbeabsichtigter Führerdeckung zu retten, die Diversanten ihre bereits heimgegangenen Ahnen zu treffen und J. Edgar Hoover – der verkommene Boß des FBI – sein verbogenes Ego zu tätscheln.

Nun werden Sie sagen: das ist ja alles ganz gut und schön – aber was hat das mit Guantanamo zu tun, wo die Amis gerade ein ziemlich illegales und berüchtigtes Konzentrationslager für Taliban & Consorten betreiben?

Da ich Sie lange genug mit den ollen Kamellen gepeinigt habe, will ich Sie nicht länger auf die Folter spannen. (Beachten Sie den makaberen Beigeschmack des Wortes „Folter“ im Zusammenhang mit jenem exterritorialen KZ bei der kubanischen Schweinebucht. Daß die Vertreter des Imperium Quartum, des Vierten Roms, Folter beschönigend mit dem Euphemismus „Informationsgewinnung“ umschreiben, macht die Sache nicht besser.)

Nachdem nun in der ganzen Welt die Frage der Rechtmäßigkeit dieses KZs gestellt wurde und die Vereinigten Staaten zumindest noch den Anschein eines demokratischen und unabhängigen Rechtswesens aufrecht erhalten müssen, versuchten amerikanische Juristen und Intellektuelle das Problem im Sinne der amerikanischen Jurisdiktion zu bewerten. Nun müssen Sie wissen, daß die angloamerikanische Rechtsprechung mehr zum sogenannten „Case-Law“ tendiert – also mehrheitlich auf Präzedenzen fußt.

Man zieht also frühere Gerichtsentscheidungen zu einer ähnlich gelagerten Sache heran. In unserem Falle lag die ganze Geschichte nicht eben einfach: Immerhin gab der Heilige George Washington, Vater der noch heiligeren amerikanischen Nation, einstmals den sehr unrühmlichen Befehl, einen gegnerischen Zivilisten, der im Unabhängigkeitskrieg die Fronten überschritten hatte, umgehend zu erschießen. Daraufhin wurde er vom Obersten Gericht dahingehend abgemahnt, daß inskünftig ein solcher Fall dem nächsten zuständigen Zivilgericht zu übergeben sei. Genau über diese Weisung aber setzte sich der sonst so moderate und überlegte Präsident Roosevelt aus politischen und persönlichen Motiven hinweg und brachte die aufgegriffenen Dynamit-Bubis im Dienste des Hakenkreuzes vor ein Militärgericht, welches dann auch erwartungsgemäß sechs der acht Bösewichter zu Old Sparky (Elektrischer Stuhl) schickte.

Einer der unter Starkstrom Gesetzten hieß mit Nachnamen Quirin und es fügte sich, daß der Pflichtverteidiger jenes Quirin auf die erwähnte Abmahnung des Supreme Court reflektierte, wonach sein Mandant einem Zivilgericht zu überstellen sei. Herrn Quirin nutzte das wenig. Er gab sein Leben für eine verbrecherische Sache und seinen Namen einem Präzedenzfall für inakzeptable Rechtsbeugung.

Und just bei der Verhandlung der Rechtmäßigkeit dieses Konzentrationslagers auf Guantanamo wurde der Casus Quirin und der Name der Stadt Brandenburg, in welcher Mr Q. einst ausgebildet wurde, in den Kreisen der amerikanischen Debattanten wieder aktuell. So schließt sich der Kreis: Brandenburg – Division Brandenburg – z.B.V. 800 – Quirin – Guantanamo – Quirin – Brandenburg.

Nolens volens pokert also unsere arme Chur- und Hauptstadt für eine Lidschlag der Weltgeschichte am Ersten Tische mit. Im Angesicht des zweifelhaften Humors, mit dem die Geschichte ihre Treppenwitz zu erzählen pflegt, neige man andächtig das bescheidene Haupt!

Wie die Sache nun ins Rollen kam, fragen Sie? Da will ich Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben! Eines schönen Tages klingelte eine amerikanische Reporterin bei Herrn Dr. Kohnke an, dem sie ihren Internetrecherchen zufolge die Rolle des Hüters über die Geschichte der Stadt Brandenburg zuwies. Sie präparierte ihn auf den Besuch eines Top-Journalisten der Washington Post für den kommenden Tag. Nun ist dieses Blatt seit der Aufdeckung des Watergate-Skandals nicht ganz so einfach zu ignorieren, wie etwa der Preußische Landbote. (Aber wartet ab, bis wir ein Woodward-Bernstein-Gespann unter Vertrag nehmen... Wartet ab!)

So also mußte alles für den Empfang des Journalisten-Fürsten Mr Michael Dodd vorbereitet werden, der sich anschickte, vor dem Hintergrund der Guantanamo-Frage den Quellen des Casus' Quirin nachzuspüren. Man besah sich die ehemalige Füsilierkaserne, welche die „Brandenburger“ beherbergte, und das Quenzgut, welches von einer jüdischen Familie gestohlen, den Nazis als Ausbildungsstätte für ihre Sondereinheit diente.

Der jetzige Grundstückseigentümer – das RIVA –Stahlwerk, zeigte sich ungewöhnlich aufgeschlossen. (Wir werden die Probe aufs Exempel machen, ob die Stahlkocher dem Preußischen Landboten eine ähnliche Wertschätzung wie der Washington Post entgegenbringen.) So rührte man aus aktuellem Anlaß im großen Topf der Weltgeschichte herum und heraufgespült wurde die Stadt Brandenburg an der Havel – allerdings mit etwas zweifelhaftem Beigeschmack. Für einen Augenblick tauchte unsere geliebte Heimatstadt an der Oberfläche, auf der Bühne des Großen Welttheaters auf. Wir wollen es gelassen sehen. Seit den Kampagnen der United Colours of Benetton wissen wir – nicht nur Positiv-Werbung ist eine gute Werbung. Die Hauptsache ist alleweil – man bleibt im Gespräch!

---

## Wer ist Ahrens?

J.-F. S. Lemarcou

„Ahrensfelde einsteigen! Ahrensfelde zuuurückbleiben, bittä!“ Ein „A“aufsurrendes Geräusch, und die S-Bahn setzt sich nach Osten in Bewegung. Ihre Endstation heißt Ahrensfelde, ein vormals verllorener Weiler im äußersten Nordosten von Berlin, dort wo die Bundesstraße 158 die Stadt verläßt. Wie oft, Tag für Tag, wird der Name jenes Ahrens durch den Berliner Äther gerufen... Wer war dieser Mensch?

Ich beobachte die Leute, die alle mit mir in derselben S-Bahn sitzen und in Richtung Ahrensfelde fahren. Verschlossene Gesichtsausdrücke. Mit den Gedanken sind sie schon zu Hause, rekapitulieren, was alles sie heute noch zu tun haben, ärgern sich noch über die gemeine Kollegin, ärgern sich über den Typen zu ihrer Rechten, der ihnen mit seiner hingefläzten Sitzhaltung das letzte bißchen Intimsphäre nimmt, ärgern sich über die junge Frau, die gerade unverschämter Weise den Sitzplatz zu beanspruchen gedenkt, den bis eben noch die eigene Handtasche innehatte.

Sie schleppen an ihren Beuteln und Einkaufspakten, sie hantieren mit ihren Fahrrädern und hoffen, daß sie nur einmal von den obdachlosen Zeitungsverkäufern verschont werden. Aber denkt einer von ihnen an den Herrn Ahrens?

Niemand. Nicht einer. Einige haben das Glück und reisen zu Zweien oder gar zu Mehreren. Sie unterhalten sich, lachen. Aber über Herrn Ahrens reden sie nicht. Oder?

Doch, dahinten, die aufgedonnerte Pippi mit dem weißen, abgesteppten Anorak, den wasserstoffblondierten Haaren und dem rosa Handtäschchen. Nachdem sie einen Blick auf das Display des obligatorischen Handys getan hat, stöhnt sie zu ihrer Freundin: „Oh Mann eij, ick muß heut noch ßßu meinem Freund nach Aaaahnsfelde, eij. Der Typ hat se echt nich alle.“ Wer? Herr Ahrens? Nein, nein, gewiß nicht. Würden Sie das kleine Dutzendfräulein nach dem Herrn fragen, dessen Namen sie soeben in ihrem stark mit Lippenstift behandelten Schmollmündchen führte, so bekämen Sie mit einhundertprozentiger Sicherheit folgende Auskunft: „Waa? Wat will der'n von mia. Hat der se nich mehr alle? Jetztt wirste schon uff de Straße anjelabert. Krass eij! Der Typ nimmt doch Drogen, Alter, eij...“ Und so weiter.

Darum lassen wir sie in Ruhe ihr kleines, sinnfreies rosarotgeschminktes Dutzendleben weiterführen und hängen unseren eigenen Überlegungen nach.

Herr Ahrens, also. Ein ganzes Dorf ist nach dem Manne benannt worden – nicht nur ein Platz oder eine Straße. Ein Zar gab dem weltberühmten Alexanderplatz seinen Namen. Preußische Staatsreformer wurden wie im Falle der Hardenbergstraße, des Stein- und Savignyplatzes geehrt. An verdiente Militärs wird man in der Stauffenbergstraße, auf der Moltke-Brücke oder in der Scharnhorststraße erinnert. Mit was also hat sich Herr Ahrens hervorgetan, daß sein Name Tausende Male täglich über Berliner Lippen geht? War er ein Überarchitekt, ein genialer Mediziner, der Chefsekretär Dschingis-Chans oder der erste Kosmonaut der Mark Brandenburg?

Nichts von alledem. Herr Ahrens hat ein bißchen Boden gekauft oder gepachtet. Wer weiß das noch! Es ist viele Jahrhunderte her. Das war alles. Ja, so schlicht und ergreifend, so entsetzlich trivial kann uns das chaotische Schicksal seine Macht beweisen. Es verhält sich beinahe so wie mit der zweifelhaften Shooting-Star-Karriere jenes kleinen, völlig unbedeutenden Hausgötzen eines in den staubsturmgeplagten Wüsten Arabiens hausenden, zerlumpten Beduinenvolkes, der zum Gott der drei weltbeherrschenden monotheistischen Religionen wurde.

Es ist eine Kette von Zufällen – nichts weiter. Herr Ahrens – oder wie uns Reinhard E. Fischer in seinem Buche „Die Ortsnamen der Länder Brandenburg und Berlin, Alter – Herkunft – Bedeutung erklärt: ein deutscher Locator mit dem Namen Arn, Arnd oder Arend hatte einst – wahrscheinlich lange vor 1375 ein Stück Land zur Besiedlung erworben, das von den Leuten fortan mit seinem Namen verbunden wurde. Was er für ein Mensch war, wissen wir nicht. Möglicherweise ein tatkräftiger, fleißiger, eine Anführernatur, ein Pionier. Dennoch, sein Charakter ist uns mit keiner Silbe überliefert. Männer wie ihn gab es Tausende in der Mark. Nur sein Land hatte eben das Glück, später zur Randzone einer Stadt zu gehören, die – durch unendlich viele weitere Zufälle befördert – einst zu einer der wichtigsten Städte der Welt zählen sollte. Von diesem Sog mitgerissen, mitgespült, blieb auch der Name dieses Mannes Arn oder Arnd oder Arend in vieler Munde.

Es ist nicht wichtig. Nur eine kleine philosophische Gedankenspielerei, während draußen die Spree und das Häusermeer zurückbleiben. Es mag dem unbekanntem Manne Arn oder Arnd oder Arend zum Troste gereichen, wenn es ihn denn überhaupt noch interessiert, daß man für gewöhnlich

genausowenig an den König Friedrich den I. von Preußen denkt, wenn man die weltberühmte Friedrichstraße hinabläuft. Und das obwohl dessen biographischer Hintergrund weit besser erschlossen ist. Was soll's also?

Nun die Idee erheitert, eine Fee wäre Herr Arn, Arnd oder Arend seinerzeit auf den Feldern seiner Flur begegnet und hätte ihm geweissagt: „Lieber Arn, Arnd oder Arend, so unwichtig und bedeutungslos du auch heute sein magst – weil deine Äcker und Felder hier und nirgendwo anders liegen, soll dein Name in achthundert Jahren noch Tag für Tag von Zehntausenden Menschen ausgesprochen werden!“ Sprach's und verschwand. Herr Arn, Arnd oder Arend fiel vor Staunen platt der Länge nach hin – plautz – da liegt er. Achthundert Jahre – Welch ein Äon, er weiß man gerade, wieviel drei Dutzend sind. Und dann noch Zehntausende Menschen, jeden Tag... So viele Leute kann er sich nicht vorstellen. Wenn das ganze Land, das er kennt, so viele Seelen trägt, so ist doch unwahrscheinlich, daß alle – Tag für Tag – auch nur den Namen ihrer geheiligten Majestät des Kaisers nennen. Und dann sollte ihm eine so ungeheure Ehre zukommen, wie sie sonst nur Gott erfährt?

Nun, ich glaube, die Gute Fee hätte gewußt, was sie anrichten würde und zog es daher vor, sich nicht dem Herrn Arn, Arnd oder Arend zu offenbaren. So blieb es ihm erspart, völlig benommen in den Dorfkrug zu wanken, sich schweigend am Met zu besaufen oder lamentierend seine hart erarbeitete Reputation zu verlieren. Er konnte sein Leben ruhig weiterführen, bis es an sein gottgewolltes Ende kam. Die Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte vergingen. Herr Arn, Arnd oder Arends Name blieb lebendig bei den Bewohnern seines und der Nachbarörter und einiger anderer Herren, die in Bezug auf Landvermessungen oder Rechtsgeschäfte mit dem Nest irgendwie zutun bekamen. Man nannte den Weiler nämlich Ahrensfelde, was die Gemarkung ebenjenes Arn, Arnd oder Arend ist.

Dann fügte es der Zufall, daß ebenjene Flur zu einer Endstation der Berliner S-Bahn wurde. Seither schallt es auf fünfundzwanzig Stationen entlang der Linie S7, jedesmal, wenn ein Zug nach dorthin bereit steht, 4273 mal am Tag: „Ahrensfelde einsteigen, bitte! Ahrensfelde zuuuurückbleiben!“

Wir bleiben zurück!

## Wiedergeburt eines Wunders

### die Dresdner Frauenkirche

S. M. Druckepennig

Würde je ein Gotteshaus mit mehr Herzblut wieder aufgebaut als diese Kathedrale des sächsischen Protestantismus? Das ist kaum denkbar. Gleichwohl der schwülstige, überladene Stil des Barock weder besonders mit unserem von der schlichten Romanik vereinnahmten Kunstempfinden noch mit der Grundaussage des von ihm repräsentierten Christentums in Übereinstimmung zu bringen ist – dieses Bauwerk und das es umgebenden Ensemble der Dresdner Altstadt bilden eine grandiose Ausnahme: Die Frauenkirche ist schlicht überwältigend. Die schiere Größe, die in sich ruhende und weiche Gestaltung, die absolut harmonische Ausformung des Innenraums, dieser Bau, der trotz seiner enormen Wucht zu schweben scheint – hier ist etwas Wunderbares von Menschenhand geschaffen worden.

Auch wenn der Besucher dem paulinisch-lutherischen Christentum in kritischer Distanz begegnet, an diesem Gotteshaus kommt er nicht vorbei.

Wer sich ihm nähert, bemerkt sehr schnell, in welchem Maße George Bährs Werk Liebe, Respekt und Bewunderung erheischt. Der große Sohn Sachsens muß zu den unsterblichen Namen des Reiches gezählt werden. An dieser Ehrung aber sollen auch diejenigen teilhaben, die mit ungeheurem Engagement im Nachwende-Deutschland das Wunder von Dresden vollbrachten. Eindrucksvoll stellten die vom Wiederaufbau beseelten Frauen und Männer unter Beweis, was menschlicher Wille vermag, wenn er sich gerade mal nicht dem Bösen verschrieben hat.

Aus tausenderlei Gründen versahen nämlich viele das Wiedererstehen dieses einzigartigen Bauwerks mit dem Attribut „Unmöglich“. Als unrettbar verloren wurde sie abgeschrieben – der traurige, von den Nazis heraufbeschworene und von Bomber-Harris geschaffene Trümmerberg sollte Mahnmal bleiben. Doch dieses Mahnmal hatte schon vom Tage seiner furchtbaren Geburt am 13. April 1945 jeden Sinn verloren. Weder vermochte es den kalten Krieg und das Wettrüsten zu verhindern, noch irgendeinen anderen bewaffneten Konflikt irgendwo auf der Welt. Niemand sagte: „Laßt uns einen Blick auf die zerstörte Frauenkirche werfen und dann überlegen, wie wir ohne Gewalt unsere Differenzen ausgleichen können.“ Niemand, wirklich niemand!

Der Schutthaufen bot nur Anlaß zu Depression und stiller Verzweiflung. Man begriff in seiner Gegenwart die Unbelehrbarkeit des Nackten Affen und sein ganzes Potential an zerstörerischer, dummer Bosheit. Resignation – mehr war diesem Platz nicht abzuringen! Der Wiederaufbau aber spricht eine ganz andere Sprache – die Botschaft heißt unmißverständlich: Au Contraire! Es gibt Hoffnung. Es gibt Menschen, die anders sind und anders denken. Die Unsterblichen zu leisten imstande sind! Und derer sind eben nicht Wenige. Denn Wenige hätten das kaum zu leisten vermocht. Die Tausende Tonnen Sandstein ruhen auf Millionen Schultern! Das ist der größte Triumph.

Und was, werden Sie eventuell fragen, ist mit dem Argument, wir hätten es hier keineswegs mit der Frauenkirche zu tun, sondern lediglich mit einer Replik? Wischen Sie es vom Tisch! Es ist der Beachtung nicht wert! Wahrschau und Danzig Repliken? Lächerlich! Schloß Charlottenburg eine Replik? Absurd! Das Brandenburger Paulikloster Strass? Kommen Sie! Was soll der Unfug? Es sind samt und sonders Kunstwerke. Die Wahrschauer Altstadt, die Rechtstadt von Danzig, das Paulikloster... es ist egal, welches Jahrhundert sie erschuf. Sollen die Russen wirklich auf die Nachbildung des Bernsteinzimmers verzichten, weil es nicht mehr DAS Bernsteinzimmer wäre? Was wäre denn am zweiten Bernsteinzimmer weniger wertvoll als am Ersten? Was?

Die ingenieurtechnische Leistung, die künstlerische Hingabe, die Beseeltheit der Bauschaffenden – das gibt einem Kunstwerk die Authentizität – nicht die Ursprünglichkeit um der Ursprünglichkeit willen. Die Dinge so zu sehen ist Onanie! Die Dinge müssen dem Herzen, der Seele und den Augen Freude bereiten – das alleine zählt.

Der Canaletto- oder Schischkinblick ist wieder vollständig. Wer käme, wenn er es nicht besser wüßte, vom anderen Ufer der Elbe her auf den Gedanken, daß dort, wo vor kurzer Zeit noch ein Loch in der Silhouette schrie, eine „Replik“ der Hauptstadt Sachsens ihre Anmut und Würde zurückgibt? Wir wollen diesem Schwachsinn keine weitere Zeile mehr widmen.

Nein, das Gefasel um den Sinngehalt einer solchen Rekonstruktion ist Narrengeschwätz. Und es ist ein schlimmes Zeichen für Preußen, daß gerade unser sachlich-nüchternes Land mit derlei Blödsinn kostbare Zeit

vertut, während zu Dresden bereits eine wiedergeborene Schönheit den Platz um das Luther-Denkmal in ein babylonisches Stimmgewirr und in ein internationales Blitzlichtgewitter taucht. Die Sachsen babbeln nicht – sie klotzen. Was für Nachbarn!

Am meisten aber bewundern wir ihre Heimatliebe und -verbundenheit. „Unser Dresden...!“ Ach, diese Einstellung ist wohl das Einzige, was den Wert der Frauenkirche noch übertrifft.

Die Dresdner haben richtig entschieden! Ihr Lohn ist der großen Tat würdig: Das goldene, das vielgeliebte, das nonchalante Dresden, daß nach dem Kriege zerbombt und verflucht war, zu einem bedeutungslosen Provinznest hinter dem Eisernen Vorhang degeneriert zu werden, zu einer grauen Maus im tristen Kleid der ostdeutschen 50er Aufbaujahre, dieses Dresden ist zurückgekehrt in die Spitzenliga der europäischen Metropolen. Wer wollte fernerhin der sächsischen Residenz die Nennung in einem Atemzug mit Paris, Venedig, Florenz oder Warschau verwehren? Als das englische Kuppelkreuz der Frauenkirche krönend aufgesetzt wurde, da begann das Herz Sachsens wieder zu schlagen – kräftig, mächtig, stolz und frei.

Die neuzeitlichen Sachsen waren nie große Krieger – dafür waren sie seit jeher Helden friedlichen Schaffens. Unser preußisch-kriegerischer Ruhm, erfochten unter Strömen von Blut und Tränen, Not und Entbehrung verging wie ein Waadi in der Wüste. Wofür haben die gelitten, die ihn erfochten? George Bährs Frauenkirche aber steht und verkündet uns eine andere Weltsicht: friedlich erworbener Ruhm übersteht selbst die Glut von tausend Bomben! Vivat Saxonia!

---

## Zahnlose Papiertiger im Dschungel der deutschen Strafjustiz

Don Miquel Barbagrigia

Da hat sie also wieder einmal gnadenlos zugeschlagen – die deutsche Justiz. Der mit dem unsäglichen Begriff „Ehrenmord“ belegte hinterhältige Meuchelmord an einer wehrlosen jungen Frau – noch dazu an der eigenen Schwester – wurde mit einer Jugendstrafe von 9 Jahren und drei Monaten und zwei Freisprüchen geahndet. Bravo! Zwei Freisprüche aus Mangel an Beweisen... Was für eine Ordnungsmacht präsentiert sich hier? Sie verteilt mit ihren Urteilen und ihrer Rechtsprechung Einladungskarten an alle, die unserem Freiheits- und Demokratieverständnis auf der Nase herumzutanzten gedenken.

Eine Aussage wie: „Die Hure hat sich benommen wie eine Deutsche!“ muß endlich für eine Ausweisung hinreichend sein. Schluß mit lustig! Wir haben die Schnauze voll von diesen Multikulti-Spinnern und ihren Utopien. Nach Aussage des Großen Friedrich ist in Preußen ein jeder willkommen, der sich als honett und industrieuse etabliert. Unter honett, ehrenhaft verstehen wir auch einen grundlegenden Respekt vor einer Kultur, die hierzulande über die Jahrhunderte gewachsen ist. Wem das nicht paßt – was hat der hier noch eine Minute länger verloren? Ob hier geboren oder nicht, darf nicht im Mindesten zur Debatte stehen. Wer sich mit den Grundwerten des Landes, in dem er lebt, nicht zu arrangieren vermag, der soll bleiben, wo der Pfeffer wächst! Die Ursprungsländer der mordenden Canaillen haben das begriffen. Wer das nicht glaubt, möge doch spaßeshalber im Tanga durch Anatolien rennen, oder durch Saudi Arabien. Wie man dort reagiert, wenn man sich

nicht an die einheimischen Gepflogenheiten hält, dürfte selbst demjenigen klar sein, der diese Länder nie bereist hat.

Auf schändliche Weise hat sich ein deutscher Richter bieten lassen, daß die Claque und die Angeklagten einen deutscher Gerichtssaal zum Kasperletheater umgestalten, zur Demonstrationsfläche und zum Podium, auf dem von der Bande ganz offensichtlich der Macht- und Kraftlosigkeit deutscher Rechtsprechung gehöhnt werden konnte. Von vielen Prozeßbeobachtern wurde das Verhalten der Angeklagten als skandalös beschrieben. Und ein Richterkollegium wird dieser elenden Gestalten nicht Herr?

Die deutsche Justiz hat im Sürücü-Prozeß schwer versagt und dem deutschen Volke, daß heißt – allen Bürgern, die mit einem deutschen Paß versehen in den Grenzen des Reiches leben – ebenso schweren Schaden zugefügt. Das ist unentschuldig. Denn die Justiz hat die heilige Pflicht, das Volk und seine Gesellschaft zu schützen und nicht seinen inneren Feinden auszuliefern.

Den Lumpen, die eine Frau, Tochter und Schwester für ihre schwachsinnigen, steinzeitlichen Phantasien hinopferten, diesen Lumpen wünschen wir Allahs Gericht auf den Hals, das sich als nicht so wurmstichig erweisen möge, wie die zu scheltende, eklatante Urteilsfindung vom 13. April 2006 zu Berlin.

---

## Zum Tode Stanislaw Lems

J.- F. S. Lemarcou

Wieviel Leser, Kenner, Genießer mögen es vor uns gesagt haben: Der kleine jüdische Pole, gebürtig aus Lemberg in Galizien, war der Jules Verne des 20. Jahrhunderts. Seine Werke sind in der Bibliothek des Preußischen Landboten eine Selbstverständlichkeit. Die „Stimme des Herren“ wurde von uns mit höchstem Lob bedacht und zählt zu unserem engsten Kernbestand.

In der Rezension zur „Stimme des Herren“ nannte Herr Bajun den Autor „den großen alten und weisen Seher von Krakau“ und bat darum, daß uns seine Stimme noch möglichst lange erhalten bleibe.

Nun, am Montag, dem 27. März 2006 verstummte diese Stimme der Vernunft, die zu den klarsten und phantastischsten unserer Epoche zählte, für immer. Es ist uns in der Seele leid darum. Am 12. September 1921 gingen über dem ehemals wunderschönen Hauptstet Galiziens zwei Sonnen auf: Eine davon war ein Kind, das von seinen Eltern Stanislaw genannt wurde. Ein blitzgescheites Kind muß es gewesen sein. Herr Fjollfross sah immer voller Stolz den Kommilitonen in Herrn Lem. Begann dieser doch an der Lemberger Universität Medizin zu studieren. Der Krieg und dessen Wirren brachten eine Unterbrechung des Studiums mit sich. Der junge Lem drehte der perfektesten Mordmaschinerie aller Zeiten eine Nase und entkam den judenmordenden Häschern. Als Hilfsmechaniker schlug er sich nicht nur durch, sondern beteiligte sich darüber hinaus am Widerstand, um nach der Niederschlagung der braunen Mörder an der großartigsten Bildungsstätte des Ostens, der Krakauer Jagiellonen-Universität das Medizinstudium fortzusetzen. Standhaft verweigerte er eine Anstellung als Militärarzt und verzichtete dafür sogar auf seine Promotion: Die Armee nahm all meine Freunde, nicht für ein oder zwei Jahre, sondern für immer. (Lem)“

\*\*\*\* aus dem Wikipedia-Beitrag zur Person Herrn Lems

Ähnlich wie Monsieur Verne bemühte sich der Jungmediziner und ausgebildete Psychologe Lem durch eifrigstes Studium technischer und wissenschaftlicher Fachschriften, auf der Höhe der Zeit zu sein. In welchem perfektem Umfang ihm das gelang, davon zeugen seine Werke hinlänglich. Doch seine überragenden Kenntnisse sind nicht die einzige Würze seiner Bücher. An erster Stelle imponiert immer wieder die Lem'sche Kunst, den Menschen und sein komplexes Verhalten sich und der Gruppe gegenüber mit Röntgenaugen zu durchleuchten und sodann mit unglaublicher Schärfe zu sezieren. Nichts entging ihm. Er kannte sie von innen. Das ist es, was einen begnadeten Propheten ausmacht. Er brauchte nicht zu orakeln, Kristallkugeln zu reiben oder im Kaffeesatz zu lesen – sein Sachverstand und seine Erfahrung erkannten Tendenzen bis in ihre atomaren Strukturen. Mit kühler und doch so packender Sprache brachte er die Quintessenz seiner Gedanken dann zu Papier. Wie ein Flutlicht über einem nächtlichen Stadion leuchtete er beinahe jeden Aspekt der menschlichen Seele und ihrer Irrungen aus – man entkam seinem Blicke nicht. Ob es nun pathophysiologische, pathopsychologische, philosophische oder gar wissenschaftliche Problemstellungen waren, die Herr Lem in Angriff nahm – immer trat er auf wie der bescheidene Beobachter. Verzichtete auf idealisierte oder gar utopische Lösungen, lächerlich die eine wie die andere, forderte nur immer wieder und unablässig zum Nachdenken, Überdenken, Auseinandersetzen auf. Das für die Masse so obligatorische Happy-End mußte an ihm verzweifeln: Seine Literatur ist intelligent und für intelligente Leser geschrieben. Seine Literatur wurzelte im Leben und beschrieb das Leben – sie band Träume mit ein, ließ sich aber nicht von Träumen regieren.

Im Gegensatz zur absoluten Mehrheit der stumpfen science-fiction unserer Tage wurden keine billigen Spiegel unserer Gegenwart in eine Märchenwelt transportiert, welche sich bei näherem Besehen doch nur als phantasieloser Abklatsch unserer Umwelt erweist. Man denke doch nur mit Schauern an das Raumschiff Enterprise und bekreuzige sich vor diesem Wildwest-Export in die unendlichen Weiten des Alls mit Inbrunst!

Herr Lem zog es anders auf. Auch er reflektierte anstehende Probleme – sicher. Denn Menschheitssorgen sind ewig und bleiben zu allen Zeiten und in beinahe allen Kulturen immer dieselben. Seine Spiegelungen aber kamen leise daher, dezent und anspruchsvoll – aber voller Präsenz!

Packend beschrieb er Charaktere, in „Schimmel und Nacht“ konnte er seitenweise über das asoziale Umfeld eines verlotterten alten Mannes und eines willkürlichen Alltagsmorgens schreiben, ohne daß man das Buch aus der Hand bekommt. Die Sprache, die brillante Beobachtung, der detaillierte und nie ermüdend wirkende Redefuß halten den anspruchsvollen Leser fest umklammert. In der „Stimme des Herren“ entwarf er in berausenden Skizzen Charaktere der menschlichen Oberliga und läßt uns in deren Köpfe und Gedankenwelt eintauchen – was für eine Expedition! Ungleich packender als es eine Reise zum Mond, in der Tat!

Seit Jahrzehnten verleiht das Nobelpreis-Komitee die begehrten Auszeichnungen an verdiente Literaten. Die Herren Grass, Böll und Laxness zählen dazu. Gut und schön. Aber was bedeutet der Literatur-Nobelpreis, solange Herrn Lems Opus nicht von ihm gewürdigt wurde?

Wir werden den Damen und Herren in Skandinavien die entsprechende Anfrage vorlegen. Das sind wir dem genialen Dichter Polens schuldig, der so ganz ohne Pathos, nüchtern und doch so mitreißend seine Sicht der Dinge in die Welt hinausrief – in eine Welt, die dem Nachhall dieser Stimme mit Andacht lauschen sollte. Um ihrer selbst willen!

## Zur Ausfahrt der „Ollen und Dollen Räder“

### 2006

M. L. Hübner

**G**ewiß! Das hatte man sich anders vorgestellt. Wie beginnt schon der Altmeister der deutschen Dichtung, Johann Wolfgang von Goethe seinen „Reineke Fuchs“: Pfingsten, das liebeliche Fest war gekommen...

Statt des Goetheschen „lieblichen Festes“ aber schien jemand die Storm'sche Regentrude aus Ihrem Schlaf wachgeküßt zu haben. Pfingsten – das christliche Fest der Ausschüttung des Heiligen Geistes wandelte sich im Jahre 2006 in eine Orgie der Ausschüttung himmlischen Wassers.

Der Himmel weinte ununterbrochen – der Herr Prinzipal der „Ollen und Dollen Räder“ tat es anfänglich auch. Zu viel Mühe hatten er und seine Getreuen darauf verwandt, die diesjährige Ausfahrt der kleinen aber feinen Brandenburger Fahrradausstellung zu organisieren, Freunde und Mitstreiter aus Nah und Fern eingeladen. Das Ereignis sollte gleichzeitig das Jubiläum zum Fünffährigen Bestehen der „Ollen und Dollen“ krönen – und dann das! Es sah so aus, als sei der einzige Gratulant ein arktisches Tiefdruckgebiet.

Desungeachtet trafen nach und nach beherzte Reiter seltener Stahlrösser mit ihren betagten Drahteseln ein. Von Berlin und Braunschweig, Oranienburg und Groß-Kreuz kamen sie mit der echten Pedalrittern eignen Entschlossenheit.

Man sammelte sich im Restaurant „An der Dominsel“ und begutachtete bei einem herrlichen Buffet durch die großen Panoramascheiben den Himmel und die kleinen Kreise, die der penetrante Nieselregen auf die Oberhavel malte. Das Wetterradar, das der Landbote an die kleine Schar übermittelte, war nicht dazu angetan, Hoffnungen zu wecken. Irgendwann faßte Herr Weinreich dann den Entschluß, die geplante Ausfahrt auf einen Besuch des Brandenburger Doms zu verkürzen. Doch auch dieser war schon von einem Brautpaar aus Berlin und seinen Gästen in Beschlag genommen. Man klingelte Spalier, das Brautpaar dankte und zog sich eilends unter das Dach des Kirchenschiffs zurück. Also weiter!

Das nächste Ziel erwies sich als gastfreundlicher: Herrn Horst Hägers „nOstalgiemuseum“ in der Steinstraße unweit des Steinturms. Erinnerungen tauchten auf, als man die mit unendlicher Mühe zusammengetragenen Artefakte aus vierzig Jahren DDR-Geschichte besah.

Gleich um die Ecke – im wiedererstandenen St. Pauli-Kloster berichteten der Kölner Deutschlandfunk und Deutschlandradio Kultur währenddessen live aus Brandenburg. Die Radler waren als Gäste herzlich willkommen. Ein Photo mit der mehrfachen Olympiasiegerin Birgit Fischer in der Mitte unter dem Dach eines Brandenburger Kleinods – der nervtötende Dauerregen hatte letztendlich seinen Kampf gegen die Radler verloren. Der wahre Sonnenschein kommt sowieso nur von innen. Das anschließende Grillen im Restaurant „An der Dominsel“ – dem Ausgangspunkt der Veranstaltung – dürfte jegliche Bedenken, ob denn die Teilnahme an dem Treffen gerechtfertigt gewesen wäre, endgültig in duftenden Bratenrauch aufgelöst haben.

Es ist uns ein Anliegen, Herrn Weinreich zu versichern, daß sein Konzept durch die meteorologischen Widrigkeiten nicht das Mindeste an Attraktivität eingebüßt hat. Wir freuen uns auf unsere nächste Ausfahrt von „Olle und Dolle“ im Jahre 2007.

## Zur Verhaftung der mutmaßlichen Verbrecher im Fall Ing. M.

B. St. Fjollfross

Am 21. April 2006 lief die Meldung über die Ticker, daß die mutmaßlichen Verbrecher, die Herrn Ingenieur Mulugeta aus Potsdam am Ostersonntag dieses Jahres aus rassistischen Gründen und fehlgeleitet von ihrem unendlichen Schwachsinn, angriffen und lebensgefährlich verletzten, gefaßt seien.

Der Preußische Landbote gratuliert den Ermittlern zu ihrer zügigen und effektiven Ermittlung. Nun behaupten die beiden dringend Verdächtigen es nicht gewesen zu sein und der geltenden Pflicht zur Unschuldsvermutung dürfen auch wir uns nicht entziehen. Jedoch, man hat DNS-Spuren, man hat Stimmaufzeichnungen – es dürfte nicht schwerfallen, die Tat eindeutig zuzuordnen. Gehen wir jedoch vermutend davon aus, man habe die beiden Richtigen ergriffen, was wir natürlich erst werden behaupten können, wenn ein Richter sein Urteil gesprochen hat.

Um genau dieses Urteil geht es uns. Wir beharren auf unserer Ansicht, daß für die beiden Strolche ein Leben in Freiheit und Wohlstand definitiv vorbei zu sein hat. Keine zweite Chance mehr! Die Paragraphen § 125a Abs. 3 StGB (schwerer Landfriedensbruch) und § 226 StGB (schwere Körperverletzung) bieten jeweils zehn Jahre Freiheitsentzug an. Macht zusammen 20 Jahre, für die wir die infame Brut schon mal sicher weggeschlossen hätten. Und dann gibt es noch das hervorragende Instrument der anschließenden Sicherungsverwahrung, mit dem man verhindern kann, daß die Halunken jemals wieder auf freien Fuß gelangen. Dazu muß man lediglich die besondere und Allgemeingefährlichkeit des Packs feststellen und Ihnen die entsprechende geistige Insuffizienz gekoppelt mit der kriminellen Energie nachweisen. Diese Arbeit haben die beiden Lumpen den Heerscharen von

Gutachtern durch ihre feige und Gott sei Dank gut dokumentierte Tat bereits abgenommen. Jetzt ist es an den Richtern, der Ungeheuerlichkeit dieses abnormen Verbrechens in vollem Umfange ihrer Möglichkeiten Rechnung zu tragen.

Und niemand komme auf die Idee, zu lamentieren, wie teuer eine solche Haft sei. Man muß dieses Gezücht nicht mit allen Segnungen der modernen Zivilisation versorgen. Die brauchen keinen Fernseher in der Zelle und kein Drei-Gänge-Menü. Die medizinische Versorgung hat der eines armen Kassenpatienten absolut nachgeordnet zu sein.

Wer sich auf diese Weise gegen unser Gemeinwesen vergangen hat, dem gegenüber hat die Gesellschaft nur noch eine Verantwortung: Zusehen, daß er nie wieder auch nur den geringsten Schaden verursacht. Wenn sie denn endlich aufgehört haben, der Gesellschaft mit ihrer Existenz zur Last zu fallen, dann stelle man die Leichen den Studenten der Medizin zu anatomischen Präparierübungen zur Verfügung, auf daß diese elenden Gestalten wenigstens nach ihrem Tode der Allgemeinheit zu etwas nützlich sind.

Wer sich für eine mildere Belangung der Täter ausspricht, bedenke, ob er dann nicht weiteren Verbrechen Vorschub leistet, quasi Einladungskarten ausstellt. Wir mahnen noch einmal nachdrücklich die enorme Verantwortung der deutschen Justiz an: Die Verbrecher haben nicht nur Herrn Ingenieur M. lebensgefährlich verletzt und seine Familie hart getroffen, sie haben darüber hinaus unser Preußen, unsere Wirtschaft, unser Gemeinschaftsgefühl auf eine harte Probe gestellt. Für jeden einzelnen Verlust eines Arbeitsplatzes, der aus dem Rückzug von Investoren oder Kongressen resultiert, sollen uns die beiden schwachsinnigen Strolche voll responsibel sein.

Die Zeit des ewigen „Nachdenkens“ sei vorbei. Jetzt muß gehandelt werden! Ohne Gnade! Ohne Pardon!

## Inhalt

Aussicht auf Hartz V – ein Blick in die Zukunft.....	3	Minister Tiefensees Vorstoß.....	20
Caesar reist .....	3	An die „BZ“ - einer „Tageszeitung“ für einfach gestrickte Gemüter aus Berlin:.....	21
Dammbruch an deutschen Schulen.....	4	Miss Ostdeutschland 2004 oder: Deutschland kaputt!.....	22
Der Geburtstag des Schriftleiters.....	6	Notizen aus Schilda .....	23
Die Fußballweltmeisterschaft und die „Reformen“ aus Berlin.....	6	Oberbürgermeister Dr. Wilhelm Sievers .....	25
Drei Kriegserklärungen .....	8	Offener Brief an den Vorsitzenden des Brandenburger Vereins „Die Altstädter e.V.“ .....	28
Der Preußische Landbote an den Arbeitgeber Herrn Ingenieur M.s, das Leibniz-Institut Potsdam-Bornstedt.....	9	Sigma – ein Idee, wie man Geld macht .....	28
Ein Frühschoppen am Dom .....	10	SMS.....	29
Günter Grass und die Waffen-SS.....	11	Verbale Heckenschützen in märkischen Blättern.....	30
Hartz IV und die liebe Verwandtschaft.....	12	Von Brandenburg nach Guantanamo.....	30
Herrn Buschs „Grapschattacke“ .....	15	Wer ist Ahrens? .....	32
Irak – Pulverfaß und Menetekel .....	16	Wiedergeburt eines Wunders .....	33
Israel und der jüngste Nahostkonflikt - oder.....	17	Zahnlose Papiertiger im Dschungel der deutschen Strafjustiz .....	34
Joachim Fernau – Versuch einer Apologese .....	17	Zum Tode Stanislaw Lems.....	34
Land-Unter für die „Brandenburger Heimatblätter“ .....	18	Zur Ausfahrt der „Ollen und Dollen Räder“ 2006 .....	35
Lotti .....	19	Zur Verhaftung der mutmaßlichen Verbrecher im Fall Ing. M. ....	36
Magdeburg ruft nach der Polizei.....	19		